BIBLIOTHEK DER Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Die Photographie“ von Emma Merk. (S. 83)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 · Elfter Band

MDCCCXC

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Ich will.

Roman von Hedwig Schmieckebier-Erlin.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Hand in Hand trat das junge Paar der aufgeregt heimkehrenden Malerin entgegen.

„Wir lieben uns und wir wollen uns heiraten, teure Schwester,“ deklamierte der junge Schauspieler.

Der reine Bühnenknalleffekt war es. Und sie war so davon überrumpelt worden, daß sie sich die Hand an die Stirn legte und sich fragte, ob sie wache oder träume.

Da faßte der lange Mensch, der sich ihr Bruder nannte, ihre Hand, und das kleine, dumme Ding fiel ihr schluchzend um den Hals, und über sie kam's wie helle Wut.

„Laßt mich in Frieden!“ rief sie. „Morgen früh wollen wir miteinander reden. Jetzt habe ich Wichtigeres zu denken.“

Wichtigeres? Die zwei starrten sich an, als faßten sie's nicht, daß ihre Liebe nicht die Weltenachse sein solle, um die sich alles drehte. Dann gingen sie, der eine, um

sich im Monolog des Mortimer auszutoben, die andere, um in irgend einer Ecke zu heulen.

Und sie, Regine Erhard, saß nun im Dunkeln, ballte die Fäuste und zersann sich den Kopf, was jetzt zu thun sei. Da wurde draußen die Korridorklingel gezogen. Regine sprang empor, griff nach der Lampe, und als sie dieselbe eben entzündete, wurde die Stubenthür geöffnet, und Adelheid trat über die Schwelle.

Mit ausgestreckten Händen lief sie ihr entgegen, doch die warme Herzlichkeit erstarb ihr auf den Lippen, als sie Adelheid ins Gesicht geschaut, und entsetzt stieß sie hervor: „Um Gottes willen, Kind, was ist denn noch geschehen, wie sehen Sie aus?"

Mit einem einzigen, wildschluchzenden Laut stürzte Adelheid in einen Sessel nieder. „Ich weiß nicht, ob ich's ertragen kann. Ob ich das ertragen kann!"

Regine beugte sich über die völlig Fassungslose und schlang den Arm um sie. „Adelheid, reden Sie! Hat der Mensch Ihnen noch eine neue Niedertracht angethan?"

Der schlanke Körper, den sie umfaßt hielt, bebte. Pötzlich sprang Adelheid wieder auf und noch einmal klang ihr Stöhnen: „Ich weiß nicht, ob ich das ertragen kann!"

Die Augen geschlossen, hinter den geöffneten Lippen die Zähne zusammengebissen, stand sie wie erstarrt in wütendem Schmerz. Und dann brachen ihr die Thränen hervor, ein bitterliches, herzzerreißendes Weinen.

„Adelheid, liebe, liebe Adelheid!" Wie eine Mutter ihr Kind, hatte Regine, selbst beinahe fassungslos, sie an sich gezogen und redete ihr zu mit unzusammenhängenden Worten der Zärtlichkeit, bis das Weinen zum leisen Wimmern wurde.

„Sie wissen ja nicht, was er mir angethan, welches unerträglich Schwerste er mir angethan hat."

Regine kam eine Ahnung, daß hier noch anderes vorlag als das, was ihrer Kenntnis offenbar war. Doch sie that keine Frage. Sanft streichelte sie das thränennasse Gesicht. „Zwingen Sie sich zur Ruhe, Liebste. Wo haben Sie denn Ihren alten tapferen Mut? Wir müssen ja doch nachdenken zusammen, beraten, was nun geschehen soll.“

„Nicht heute, nicht jetzt!“ bat Adelheid.

„Nun gut, dann morgen also. Jetzt ruhen Sie sich aus. Sie bleiben doch gleich hier bei mir, nicht wahr?“

„Wenn Sie mich behalten wollen, wenn Sie mir noch einmal Zuflucht geben wollen —“

„Nur keine großen Worte um eine Selbstverständlichkeit! Ihre Sachen lassen wir morgen früh holen, oder lieber gleich heute abend noch. Und jetzt“ — sie sah nach der Uhr — „ich habe noch zwei jungen Kunstgewerbeschülerinnen eine Zeichenstunde zu geben. — Hier, trinken Sie zunächst mal diesen Schluck Wein, und dann legen Sie sich dort derweilen auf die Chaiselongue.“

Sie schob Adelheid nach dem Ruhebett, drängte sie darauf nieder und verließ eilig das Zimmer.

Eine Weile lag Adelheid mit geschlossenen Augen regungslos, dann erhob sie sich wieder, nahm die Lampe, ging an den Schreibtisch, schob sich einen Briefbogen zurecht und ohne weiteres Ueberlegen begann sie zu schreiben.

„Ich habe vor Ihnen gestanden wie eine entlarvte Abenteurerin, wie eine abgefeimte Lügnerin und Betrügerin. Ich will mich nicht rechtfertigen vor Ihnen, ich vermöchte das auch nicht in ein paar kurzen, geschriebenen Worten. Ich stand im Begriff, Ihnen mit meinem eigenen Munde die Wahrheit zu sagen, als man mir zuvorkam. Ja, er ist mein Gatte vor dem bürgerlichen Gesetz, doch er ist es nicht vor dem Gesetz, das mir höher, heiliger steht — vor meinem Herzen. Als ich erkannte, daß er

es nie und nimmer sein würde, schied ich mich von ihm. Und der Tag, an dem ich das that, es war mein Hochzeitstag. Vielleicht kommt Ihnen mit diesem Wissen doch ein Begreifen dafür, daß ich wähnte, mir vor mir selber das Recht zugestehen zu dürfen, mich zu nennen.

Adelheid Angreß."

Keine Ueberschrift, auch kein nochmaliges Durchlesen dessen, was sie geschrieben, kein Ueberlegen, ob es wohl so das Rechte sei. Den Bogen in das Couvert gefaltet und die Adresse darauf: „Herrn Doktor Robert v. Selken."

Und hinaus in die Küche, den Brief dem Mädchen zur sofortigen Besorgung zu übergeben.

Dann saß sie wieder auf der Chaiselongue, jetzt wirklich ruhig geworden. Eine abwartende Ruhe. Eine Antwort würde wohl auf ihre Zeilen kommen, irgend eine. Und dann würde sie's wissen, ob er groß zu denken vermochte, auch wo er nicht klar sah, ob er es vermochte, zu glauben, auch gegen den Schein, ob die Sprache, die seine Augen zu ihr geredet, die Sprache eines Herzens war, das groß empfand, ob er der war, den sie liebte, um den sie litt in bitterster Herzensqual. —

„Ich bin so müde!" Mit verlöschender Stimme sagte sie es, als Regine nach beendeter Stunde zu ihr zurückgekehrt war.

„So gehen Sie zur Ruhe. Ihr Lager wartet auf Sie."

Adelheids Arm fassend, führte Regine sie in Annettes Stübchen. Die Kleine, die in den Ecken herumschlich, als erwarte sie morgen ihr Todesurteil, wurde in ihrem eigenen Schlafzimmer mit untergebracht.

Und Adelheid schlief ein, kaum daß ihr Haupt die Kissen des Lagers berührte.

Als in der Morgenfrühe Regine kam, nach ihr zu schauen, war sie bereits fertig angekleidet. Sie gingen

in das Wohnzimmer, wo der Kaffee wartete. Neben Adelheids Tasse lag ein Brief. „An Fräulein Angreß.“ Sie hielt das Couvert in den Händen, las wieder und wieder die mit vornehm klaren Schriftzügen geschriebene Adresse: „An Fräulein — Fräulein —“

War's denn nicht eitel grauer Novembernebel draußen? Wollte sich's durch die Scheiben brechen wie ein helleres Licht?

Sie hatte den Umschlag erbrochen. Auf elegantem Papier nur wenige Zeilen. In vornehm klarer Handschrift nur wenige Zeilen.

„Gnädige Frau!

Sie wollen sich nicht rechtfertigen vor mir. Darauf Anspruch erheben dürfte wohl auch nur der, dem durch irgend ein intimeres Band das Recht dazu gegeben wäre. Mir steht ein solches Recht nicht zu, darum blieb Ihnen völlige Freiheit, soviel Persönliches vor mir geheim zu halten, als Ihnen gut dünkte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Robert v. Selken.“

Adelheid las die Zeilen, las sie noch einmal, faltete sie zusammen schob sie in den Umschlag zurück und legte den wieder auf den Tisch.

Regine verfolgte ihr Thun mit scheuem Blick. Dann sagte sie leise, zögernd: „Nun, Kind?“

Langsam hob Adelheid die Augen und sah sie an. Um ihre farblosen Lippen zuckte ein wirres Lächeln. „Es ist nichts von Belang. Der „höhere Standpunkt“, der ist eben nicht jedermann gegeben. Sie Beste“ —

„Adelheid!“ — Ein erschreckter Ruf, denn das bleiche Haupt hatte sich hintenüber geneigt. Aber sie war nicht ohnmächtig geworden. Ein paar Sekunden nur hielt sie die Augen geschlossen, dann setzte sie sich gerade im Stuhl auf.

„Verzeihen Sie mir die Heimlichkeit, Regine. Aber das ist etwas, woran auch Ihre lieben Hände nichts ändern und helfen könnten, darum möchte ich Sie damit verschonen. Ich meine auch, daß bald ein anderes Schreiben kommen wird, das mehr des Beratens erfordert.“

Regine sah sie mit ihrem warmen, ehrlichen Blick an. „Ich glaube an Sie, Adelheid. Und wer da glaubt, der braucht nicht immer zu schauen.“

Adelheid nickte vor sich hin. „Sie glauben an mich — Sie!“ Dann begann sie den Kaffee zu trinken, den Regine ihr eingegossen. Als sie ihr Frühstück beendet, erhob sie sich wieder. „Ich möchte noch einmal in meine Stube gehen.“

Regine widersprach nicht. Sie hatte ja ohnedies noch eine kleine Privatangelegenheit zu erledigen. Draußen im Vorzimmer hörte sie Schritte und Stimmenflüstern, und kaum daß Adelheid sich entfernt hatte, traten die beiden Delinquenten, für die noch am Frühstückstische gedeckt war, ein. Regine setzte sich breit in ihren Stuhl zurecht, legte die Arme auf den Tisch und blickte den zweien entgegen.

„Also ihr liebt euch und wollt euch heiraten?“

„Ja.“ Es war ein schöner Brustton, wie er auf der Bühne nicht überzeugungstiefer hätte erklingen können.

„So. Und das ist gestern nachmittag so plötzlich über euch gekommen?“

„Ja.“ Annettchens Blauaugen blickten schwärmerisch zur Decke empor. „Gestern nachmittag, wie ich so furchtbar unglücklich war und er mich so lieb tröstete.“

„Tröstete —“ wiederholte Regine. „Schön.“ Sie räusperte sich. „Ich habe euch ja nun eigentlich in der ganzen Sache nichts zu sagen. Du, lieber Ottomar, bist mündig, und du, Annette, hast deine Eltern, die für einen solchen Fall ausschlaggebend sind.“

Zwei Ausrufe, die sie unterbrachen, zwei Paar Hände, die von beiden Seiten sich der ihren zu bemächtigen suchten. „O, du bist doch unsere Liebste, Beste, du gehörst doch zu uns!“

Eine Armbewegung schob die beiden zurück. Regines Stimme behielt ihre unerschütterliche Gelassenheit. „Ich habe also eigentlich in der ganzen Sache nichts zu sagen. Aber das eine, was ich darin zu sagen habe, gebe ich euch hiermit zu wissen. Eines von euch beiden geht mir aus dem Hause. Wer das sein wird, darüber können wir uns ja noch verständigen.“

„Ach!“ Ein Laut, als schwanke die Erde unter ihr, kam von Annettes Lippen.

Der Schauspieler trat einen Schritt zurück. „Aber liebe Regine, erlaube einmal —“

„Gewiß, lieber Bruder, du hast deine Mansarde vom Wirt gemietet, und wenn du der Ueberzeugung bist, daß eine minder hoch gelegene Wohnung niederdrückend auf dein Rollenstudium wirken müsse, so wird Annette zu ihren Eltern zurückkehren, um sich da erst einmal in Ruhe zu überlegen, ob du ihr für alle fernere Zukunft der unumgängliche nötige Tröster bist.“

„Ach ja! Ich habe ihn so furchtbar lieb und wenn ich fort müßte von hier —“

„Dann stürbest du,“ vollendete Regine den bewegten Ausruf.

Der Schauspieler machte eine erhabene Geste. „Teure Schwester, du kannst nicht die Absicht haben wollen, zwei liebende Herzen voneinander zu reißen.“

„Bewahre. Nur sagt mal — falls ihr überhaupt schon was gedacht habt — wie dachtet ihr euch wohl fürs erste so den weiteren Verlauf eurer Angelegenheit?“

„Wie?“ Ottomar streckte die Arme aus. „Dies ist ein Punkt, zum Augenblick zu sagen: Verweile doch, du

bist so schön! — Wie? Nun, wie es eben ist. Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb."

„Hm, zu dreien?"

„Ach ja, zu dreien!" Annette schlug in kindlicher Freude die Hände zusammen.

„Sehr wohl. Das heißt, ich gebe meine Stunden und ihr — vertreibt euch derweilen die Stunden."

Ottomar schlug sich dröhnend an die Brust. „Ich werde arbeiten, ich werde streben, die Liebe wird mein Thun beflügeln, denn nichts ist mir hinfort zu hoch, um kühnlich nicht die Leiter danach anzulegen."

„Und ich werde arbeiten," flötete das Blondköpfchen. „Ich werde malen und in der Küche helfen und nähen und alles, alles thun."

Regine nickte anerkennend. „Vortrefflich, eure beiderseitige Absicht! Und um dieselbe ohne störende Zwischenfälle durchzuführen, wird, wie gesagt, eines von euch hier aus dem Hause gehen."

„Und du meinst, daß ich das sein müsse?! Unmöglich! Verlassen sollt' ich meine stille Klause, darin ich friedlich lebte, ohne Harm? Kein Segen würde fürderhin mein Thun begleiten, die hehre Flamme der Begeisterung strahlt mir allein in diesen sel'gen Räumen, drei Treppen unterm Dach. Wenn von der Brüstung meines Fensters mein Blick dahinschweift übers Häusermeer, wenn ich aus tausend Schloten den Opferrauch empor sich ringeln sehe — dann quillt's empor in mir, dann drängt's, dann glüht's, dann hält der Arm der Muse mich umschlungen."

„Ja freilich, diese Umarmung darf keiner stören! Dann also muß Annette —"

„Ich, Tantchen?!" Die Kleine hatte ihre Hände gefaßt und küßte und streichelte sie. „Aber sieh mal, da wäre ich ja aus allem herausgerissen. Ich habe doch schon so gute Fortschritte im Malen gemacht, und du

glaubst gar nicht, was ich für einen Ehrgeiz habe, so recht weit darin zu kommen. Und müßt' ich nun nach Hause, das wäre doch geradezu furchtbar, ich — ich wäre doch vollständig aus meiner ganzen Carriere herausgerissen!"

Regine verbarg mit eiligem Abwenden des Gesichts das verdächtige Zucken um ihre Mundwinkel.

Ottomar aber rief enthusiastisch: „Jawohl, aus ihrer ganzen Carriere wäre sie herausgerissen. Würdest du es wagen, das zu verantworten, Schwester?"

Sie zuckte die Schultern. „Jedenfalls wärst du im anderen Falle genötigt, zu sehen, wie du dich mit deiner Muse auseinandersetztest. Denn noch einmal und zum drittenmal und in allem Ernst: ein Weiterzusammen zu dreien unter diesen veränderten Umständen giebt es nicht. Eines von euch muß aus dem Hause."

Wenn Regine in diesem Tone sprach, dann gab's kein Rütteln mehr. Ein paar Sekunden blieb es still, dann trat Annette vor Regine hin, das Blondköpfchen gesenkt, die Hände gefaltet, ein Bild schmerzgebrochener, doch heldenhafter Resignation.

„So werde ich nach Hause reisen. Ich kann gleich nachher meine Sachen packen. Aber wenn ich auch fort muß, werde ich ihn doch lieben, bis ich sterbe."

„Annette, Annettchen, Abrettchen" — Ottomar war auf sie zugestürzt — „kein Gedanke, Sonnenscheinchen, du bleibst hier! Ich bin ein Mann, ich ziehe in den Kampf hinaus. — Ich ziehe!" wiederholte er, zu Regine gewandt. „Doch ob ich auch ziehe, der Zug des Herzens bleibt meines Schicksals Stimme. Und in deinen Händen, Schwester, lasse ich mein Schicksal, bis du ihm so viel Malen, Flicken, Kochen beigebracht, wie du für deines Bruders Glück ersprießlich hältst. Und derweilen —"

„Derweilen," unterbrach ihn Regine," soll es dir unbenommen bleiben, mich hie und da einmal mit deinem

brüderlichen Besuche zu erfreuen. Mich — verstehst du wohl, mich — und in den Stunden, da ich zu sprechen bin. So, da hätten wir uns also verständigt," schloß Regine und erhob sich. „Lieber Ottomar, ich denke, du bemühst dich jetzt um deine Muse, und du, Annette, widmest dich deiner Carriere. Ich habe gleichfalls zu thun."

Sie wartete, bis die beiden durch verschiedene Thüren sich entfernt hatten, dann verließ auch sie das Zimmer, um noch einmal nach Adelheid zu sehen, bevor ihre Schülerinnen kamen.

Den Kopf in die Hand gestützt saß Adelheid und sann, was nun das Erste sein müsse, das ihr zu thun oblag. Der andere Brief, den sie erwartet hatte, war ihr zugegangen, und sein Inhalt hatte sie nicht überrascht, hatte sie doch im voraus gewußt, was derselbe ihr bringen würde. Der Ton selbst, in dem es geschah, berührte sie kaum. Wendelburg schrieb ihr:

„Ich unterlasse es, Dich im Hause Deiner sogenannten Freunde aufzusuchen. Ich verzichte auch für den Augenblick darauf, Dich zu zwingen, mir noch einmal persönlich Rede zu stehen. Ich sage Dir heute nur das eine: daß ich mich von allem unterrichtet habe — von allem. Ich weiß, wer der ist, mit dem ich Dich gestern überraschte, Du Lügnerin und Betrügerin. Der ist's, von dem Du behauptet hast, daß er Dich kaum wieder erkennen würde, wenn er Dich auf der Straße träfe. Nun, vielleicht kennt er Dich wirklich nicht richtig — aber ich könnte ihm zu der näheren Bekanntschaft verhelfen und zu meiner dazu! Und ich thu's, wenn Du nicht umgehend Arberg verläßt und nie wieder dahin zurückkehrst. Hüte Dich auch davor, irgend einen Verkehr, brieflich oder mündlich, mit dem anderen aufrecht zu erhalten. Ob ich anwesend bin oder nicht, mein Auge ruht hinfort auf Dir, ich werde unterrichtet sein von dem geringsten Deiner

Schritte. Und hüte Dich, Dich nochmals in eine Familie einschleichen zu wollen. Gestern habe ich Dich dort fortgebracht, das nächste Mal würde die Polizei es thun. Du weißt, was ich von Dir verlange. Kehre zu Deiner Pflicht zurück, und ich werde versuchen zu vergessen, zu verzeihen. Beharrst Du bei Deinem Wahnsinn, so bin ich der Stein auf Deinem Wege, über den Du Dir eines Tages den Hals brechen wirst.

Hugo Wendelburg."

Einen Augenblick dachte Adelheid, wenn er, der andere, diesen Brief läse, ob ihm dann nicht doch vielleicht so etwas wie ein Begreifen käme? Dann —? Ein Zug herber Bitternis grub sich um ihren Mund. Er hatte ihn ja gesehen, gehört — und doch! — Vorüber, es mußte vorüber sein in ihr.

Regine war erstaunt, ihren Gast von einer Ruhe und Festigkeit zu finden, wie sie solche in gleichem Maße noch nicht an ihr gesehen. Adelheid hatte sich bereits einen ganzen Plan zurechtgelegt, dem die Malerin nur zustimmen konnte.

Sich von neuem eine Familienstellung suchen, wäre unter allen Umständen, auch ohne Wendelburgs Drohung, ausgeschlossen gewesen, da Adelheid erklärte: „Ich lüge nicht mehr. Ich will die Folgen meines Handelns auch nach außen hin tragen, und wird der Kampf dadurch schwerer, so ist es doch ein Kampf der Wahrheit, nicht der Lüge."

Für das erste beabsichtigte sie, sich um irgend eine geschäftliche Stellung zu bemühen, die nicht zu viel Vorkenntnisse erforderte, in der Folge würde ihr es dann vielleicht möglich sein, sich für einen Erwerbszweig oder Beruf vorzubereiten, der ihr eine selbständigere Existenz gewährte.

Die nächsten Tage waren damit ausgefüllt, Zeitungsinserate zu studieren, Gesuche zu schreiben und deren Beantwortung abzuwarten. Die Auswahl, die sich ihr bot,

war weder groß, noch verlockend, und als man Referenzen und Mitteilung ihrer persönlichen Verhältnisse erbat, zogen auf ihre Angabe, daß sie, ohne geschieden zu sein, von ihrem Manne getrennt lebe, auch diese wenigen Reflektanten sich noch zurück.

Da fiel ihr ein neues Inserat in die Augen. Ein großes Warenhaus in einer Provinzialhauptstadt suchte für den Weihnachtsverkauf zur Geschäftsbeaufsichtigung und besseren Orientierung des Kaufpublikums eine Dame.

Ohne Besinnen meldete sich Adelheid unter genauer Angabe ihrer Verhältnisse und Beifügung der gewünschten Photographie für die Stelle.

Nach zwei Tagen fieberischen Wartens hielt sie eine zusagende Antwort in den Händen.

Noch mit dem Nachtzuge reiste Adelheid ab. Sie schaute nicht zurück, wie hinter ihr die Lichter Arbergs mehr und mehr verschwanden; vorwärts hielt sie den Blick gerichtet, vorwärts führte ihr Weg.

Zwölftes Kapitel.

„Und Sie wollen wirklich fort, Herr Doktor? Und schon morgen?“

Ihre Hand, die sie zum Abschied in die seine gelegt, zitterte.

„Ja, Fräulein —“

„Ilse“ — hätte er sie bald genannt, wie sie da so voller Liebreiz vor ihm stand, ein helles, klares Bild, gegen jene andere.

Sein Gesicht wurde starr und finster. „Ja, ich will, ich muß fort.“

Die Professorin, bereits von ihrem Sessel aufgestanden, nickte ihm freundlich zu. „Sie haben recht, Doktor.

Mein Mann sagt mir, bei jener Autorität zu assistieren, sei eine Ehre für Sie."

„Und nicht einmal Weihnachten kehren Sie heim! Wie wird sich denn Ihre Frau Schwester dazu stellen?"

„Ihr Sohn kommt zum Feste nach Hause, gnädiges Fräulein," erwiderte Selken. „Da tröstet sich eine Mutter über anderweitigen Verlust. Ich sagte Ihnen übrigens noch gar nicht, daß ich morgen erst nach Rodenstadt fahre, um meinem Neffen einen kurzen Besuch abzustatten. Schade, daß Sie den lieben Jungen nicht kennen gelernt haben, da Sie so lange Zeit am gleichen Orte mit ihm lebten."

„Aber Herr Doktor" — Ilse machte ihre allererstauntesten Augen und schlug die Hände zusammen — „eine Leutnantsbekanntschaft und ein Pensionsfräulein — shocking!"

Er lachte und tippte sich gegen die Stirn. „Vergebung, daß ich das vergaß. Nun, wenn gnädige Frau gestatten" — eine Verbeugung gegen die Professorin — „wird sich mein Neffe Weihnachten erlauben, dem Hause, das seinem Onkel so liebenswürdige Gastfreundschaft geboten, Besuch zu machen."

Noch ein paar gewechselte Freundlichkeiten, und Robert v. Selken schied für die Dauer dreier Monate von Professor Herberts.

Vierundzwanzig Stunden später legte er denselben Weg zurück, den vor wenigen Tagen Adelheid gegangen war — zum Bahnhof. Als er an jener Stelle vorüber kam, da sich ihres Lebens Geheimnis ihm enthüllt hatte, wendete er rasch den Kopf zur Seite. Auf der Straße war es geschehen, in Gewöhnlichkeit, in Häßlichkeit. Und ähnlich häßlich hatte er empfunden, was ihm Professors und namentlich Ilse in ihrem kindlichen Unbegreifen von so viel Verstellungskunst, über die Entlassung ihres Fräuleins berichtet hatten.

häßlich. Er verurteilte nicht geradezu — Adelheids Brief hatte ihm die Sicherheit dazu genommen — er suchte nur Sinne und Gedanken abzukehren von einem Wesen, das ihm häßlich geworden war.

— — — — — — — — — — — — — —

Daheim vor ihrem Schreibtische saß Ilse, sah nach der Uhr und sagte leise: „Jetzt ist er fort.“ Er hatte ihr die Stunde seiner Abreise verraten müssen.

Warum? Dort der Elfenbeinfederhalter, auf dem ihre Augen ruhten, der wußte es. Der hatte gestern über das Papier fliegen müssen, um Hans v. Ramhorst die Freude zu bereiten, ihm den unverhofften Besuch des Onkels rechtzeitig vor dessen Ankunft zu melden.

„Niemand darf je erfahren, daß wir uns kennen! Hörst Du, Hans! Seit Doktor v. Selken bei uns verkehrt, zittere ich vor Entdeckung. Aber nein, verzeih, Hans, ich weiß, daß ich Dir vertrauen kann, Deiner absoluten Diskretion; auch Weihnachten werde ich es können, nicht wahr? Bedenke, als was ich dastehen würde, wenn man erführe, wie wir uns kennen lernten — auf der Straße! Wenn es herauskäme, wie ich unzählige Male geschwindelt und gelogen, aus Liebe zu Dir, um Dich heimlich zu treffen! Niemand, niemand darf je darum wissen, unsere Beziehungen müssen geheim bleiben, bis —“

Ilse brach ab, im Geist den Brief zu wiederholen, mit welchem sie — pah! einen dummen Jungen hinhielt, bis sie einmal heiraten würde.

Heiraten! — Ihre Gedanken gingen zu Selken zurück.

„Ah, ich wollte, es käme ein anderer, reicherer —“

Ihre Stirn war gefurcht, ihr Fuß stieß heftig gegen ein Kissen am Boden. Sie blickte darauf hernieder. Adelheid hatte es gestickt. Schnöde lachte sie auf. Adelheid Angreß — Frau Wendelburg! Frau eines Mannes,

der sich schwarze Perlen leisten konnte, und dabei trieb sie sich freiwillig bei Fremden ums tägliche Brot herum. Die Verbohrtheit mancher Menschen zeitigte doch seltsame Blüten. Adelheid war ihr zum Kuriosum geworden, und sie hätte gern dieselbe noch einmal zu Gesicht bekommen. Aber da Ilse auf Wunsch ihrer Mutter jede Verbindung mit Regine Erhard hatte abbrechen müssen, war ihr vorderhand die Möglichkeit genommen, zu erfahren, was sie gar zu gern gewußt hätte: ob Hugo Wendelburg aus Hartenau die abtrünnige Gattin mit sich nahm oder nicht.

Die Zeit floß dahin. Weihnachten war herangekommen. Unterm brennenden Baum saß Frau v. Ramhorst und hielt des Sohnes Hand in der ihren. All ihr Mutterstolz und ihre Mutterliebe lagen in dem Blick, mit dem sie zu ihrem einzigen aufsah, der, seine schöne Jünglingsgestalt zu ihr herniedergebeugt, zärtlich den Arm um sie geschlungen hielt. Und wieder und wieder, wie sie seine strahlende Miene, die Freudenlichter in seinen Augen sah, klang es wie ein glückliches Lachen in ihr auf. All die Unrast, der Schwermutsklang, der sie in seinen Briefen so oft geängstigt hatte, waren nichts gewesen als Heimweh, als Sehnsucht nach ihr, seiner Mutter.

Ihr Junge! Ihr Kind, ihr großes Kind von zwanzig Jahren.

Der Major, von freundlicherer Art als gewöhnlich, war beschäftigt, eine Bowle zu brauen, und fragte vom Büffett herüber: „Was fangen wir denn morgen an. Hast du was besonderes vor, Hans?"

„Ich habe Besuche zu machen," gab übereifrig der junge Leutnant zurück und wandte sich ab, die dunkle Glut zu verbergen, die ihm in die Wangen schlug. „Onkel Robert bat mich, bei einer Professorenfamilie vorzusprechen, deren Bekanntschaft ihr gemacht hättet."

Frau v. Ramhorst senkte schweigend den Blick.

Der Major aber, die Gourmandlippen leckend, mit denen er den Punsch gekostet, sagte obenhin: „Ach so — die Herberts — nicht ganz mein Fall! So und nun langt zu, das Zeug ist gut.“

Er bot Frau und Sohn die gefüllten Gläser.

Hans erhob das seine langsam gegen die brennenden Lichter des Baumes, folgte ihm mit feierlichem Aufblick seiner Schwärmeraugen und legte die Linke auf das Herz. Ein Ausdruck unaussprechlich schöner, junger Begeisterung verklärte ihn, wie Kerzenglanz die Poesie des Weihnachtsbaumes verklärt.

„Dies Glas dem Glück, dem schönen Märchen vom Glück!“

Sie stießen an miteinander. In Frau Irmgards Glas war unbemerkt eine Thräne gefallen.

— — — — — — — — — — — —

Es hatte stark geschneit in der Christnacht. Wie lichtes Festtagsgewand hing, im Sonnenschein erglänzend, die dichte, weiße Decke über Bäumen und Sträuchern des stillen Stadtgartens, als Hans v. Ramhorst um die elfte Morgenstunde des ersten Feiertages durch die stillen Parkwege schritt. Und weiß wie Feierkleid und licht wie Sonnenglanz war's auch über seine Seele gebreitet, eilte er doch dem Glück entgegen, seinem Märchen vom Glück.

Und da ward er dessen gewahr. An heimlich verborgenster Stelle, dicht eingemummt in Federpelz, den Schleier fest um das Gesicht gezogen, stand es und wartete sein.

„Ilse — Ilse!“

Er hielt sie nicht im Arm, küßte sie nicht, war nur zu ihr hingeflogen und schaute sie an, wie der verzückte Beter sein Gottheitsbild.

„Ilse — Ilse! Ich sehe dich wieder, ich hab' dich wieder — du — du!“

Seine Arme hatten sie an sich gerissen, er hielt sie am Herzen, sein Mund suchte den ihren.

Sie bog sich zurück, wollte sich ihm entwinden. „Nicht doch, Hans, nicht hier, unter freiem Himmel!“

Er lachte leise in ihr Ohr, voll aufgeregter Wonne. „Nicht unter freiem Himmel — o du — o du! Unterm freien Himmel, beim hellen Sonnenschein und beim stillen Mondlicht, da haben wir uns ja schon geküßt viel tausendmal. Weißt du's nicht mehr — unser erster Ausflug in die Berge, unterm Tannenrauschen, auf grünem Moos, unter Gottes freiem, weitem, seligem Himmel unser erster Kuß! Hast du's vergessen?“

„Nein, ich hab's nicht vergessen, Hans. Ich schwindelte ja die Hölle zusammen, wenn es galt, eine Zusammenkunft mit dir zu ermöglichen. Und weil ich das weiß, weil ich weiß, wie meine Eltern, wie alle, alle mich verdammen würden, wenn sie erführen darum — nicht wahr, Hans,“ — sie schmiegte sich an ihn, sah mit schmelzender Bitte zu ihm auf — „du wirst nie, nie durch ein unbedachtes Wort oder einen Blick verraten, daß wir uns bereits früher kannten. Um dich noch einmal daran zu mahnen, schrieb ich dir, mich hier zu treffen, bevor du bei uns Besuch machst.“

„Nur darum, Ilse?“

Stürmisch umschlang er sie. Sie schob ihn zurück.

„Aber Hans, ich bitte dich, wenn jemand käme!“

„Nun und wenn!“ Seine Augen blitzten. „Dann wärst du eben vor aller Welt meine Braut, wie du es im geheimen bist.“

„Hans!“ Es war ein Laut fast des Entsetzens. Ilse war jäh erbleicht. „Hans, so also kann ich mich auf dich verlassen?!“

Er sah sie an und lächelte — ein seltsam ernstes Lächeln in seinem jungen Gesicht. „Du kannst dich schon auf

mich verlassen. Ich weiß, daß ich, ein blutarmer Leutnant, jetzt noch kein Recht habe, um dich zu werben. Aber ich will mir das Recht verdienen. Ich arbeite Tag und Nacht, ich werde vorwärts kommen, werde Carriere machen. Inzwischen lieben wir uns. Und was sind sechs, acht Jahre, wenn man sich liebt?"

„Freilich, was sind sechs, acht Jahre, wenn man sich liebt!"

Mit ihrer weichsten Stimme sprach sie es ihm nach, den Blick zum leuchtenden Himmelsblau erhoben. Dabei war in ihr eine fast unwiderstehliche Lust, diesen jungen Thoren da vor sich an den Ohren zu zausen, ihn zu schütteln und unter tollem Lachen ihm zuzurufen: „O du dummer, dummer Junge! Sechs, acht Jahre! O du Narr, du närrischer Narr!"

Er aber, der dumme Junge mit seinem närrischen Glauben, hörte nichts von dem stummen Lachen in ihr, er hörte nur ihr süßes, hingebendes: „Freilich, was sind sechs, acht Jahre!" — er sah ihr zum Himmel erhobenes Antlitz wie von unendlicher Treue übergossen, und er riß sie an sich und küßte sie, küßte sie, daß das feine Schleiergewebe zerfetzt ihr vom Gesicht fiel.

Wieder wehrte sie ihm und lachte doch und ließ ihn gewähren, da seine junge Glut ihres Sträubens mißachtete.

„Ilse, liebst du mich noch?"

In seinem Arm sich zurückbiegend, sah sie ihn an, die Lippen geöffnet, in den Augen ein lächelndes Lauern. „Und wenn ich dich nun nicht mehr liebte, sondern — einen anderen?"

„Ilse!"

Sie legte ihm jählings die Hand auf den Mund. „Still, nicht so laut!"

Ein fahles Antlitz starrte ihr entgegen, und durch die,

ihm Stimmenmäßigung aufzwingenden, feinen Finger hindurch kam es leidenschaftlich: „Ich würde ihn töten!“

Ilses Hand glitt von seinen Lippen herab, sie trat einen Schritt zurück und sah ihn seltsam undurchdringlich an. „Was ich liebte, würdest du morden? Mein Glück würdest du morden? Denn meine Liebe wäre mein Glück! Ich hätte die deine für größer, für gewaltiger gehalten. Ich hielt sie für so groß, so gewaltig, daß sie es selbst vermöchte, schweigend über sich selbst hinweg zu schreiten, schweigend dein eigenes Glück dem meinen zum Opfer zu bringen. — Meine Auffassung scheint zu überspannt gewesen zu sein.“

„Du bist grausam, Ilse“ — ganz leise sagte er es und seine Finger spielten unruhig an der Degenkoppel — „ich weiß nicht, was ich könnte oder nicht könnte um dich, Ilse!“ Er hielt ihre Hände gegen sein Herz gepreßt, daß sie dessen wilde Schläge fühlte, wie helle Todesangst zitterte es aus seiner Stimme: „Ilse, liebst du mich noch?“

Fröstelnd zog sie die Schultern ein. „Ja, ich liebe dich noch, du thörichter Hans.“

„Schwör's mir zu, Ilse, schwöre es!“

„Ich schwöre es dir.“

Ihr Haupt neigte sich an seine Schulter, und über ihnen stand die helle, wahrhafte Sonne und leuchtete herab auch auf dieses — Märchen vom Glück.

Dreizehntes Kapitel.

Draußen sangen die Lerchen, duftete das erste Grün. Es war Frühling. Ilse trat an ihren Toilettentisch, schaute in den Spiegel desselben hinein und lächelte, als ihr die frisch ins Zimmer strömende Luft die Locken verwirrte. Sie fand sich schön in ihrem koketten, erdbeer-

farbenen Kleide, mit der kindischen, hochstrebenden Schleife seitwärts im Haarknoten. Und sie wollte schön sein, unwiderstehlich wie Frühlingszauber.

Selken war nach viermonatlicher Abwesenheit seit zwei Tagen wieder nach Arberg zurückgekehrt. Jetzt galt es mit letztem, klugem Schachzug im Schicksalsspiele über ihn zu siegen, oder weiter nach einem anderen Partner zu suchen, wie sie es die vergangene Wintersaison hindurch vergeblich gethan hatte.

„Ich würde ihn töten!" Heiße Lippen hatten es geflüstert, in eisiger Winteröde war's verklungen, und hallte dennoch jetzt, wo's Frühling war, in Ilse wieder, da sie schön sein wollte, unwiderstehlich.

Sie lachte ihr lautloses Lachen, verschränkte die Arme hinter dem Kopfe, und ihre schmalen Lippen hoben sich von den Zähnen.

„Man mordet nicht, wenn man so liebt wie du! — Einer wie du schweigt aus Liebe! Warum kamst du, um mich das zu lehren?"

Sie lachte wieder und ließ die Arme sinken. Sie war in ihrer vorzüglichsten Stimmung heute. Fiele doch Selkens Besuch in diese Stunde! Er würde ja kommen, heute, morgen, oder übermorgen. Jetzt aber war sie allein zu Hause, die Mutter hatte eine unaufschiebbare Krankenvisite machen müssen, die sie vermutlich für längere Zeit in Anspruch nahm. Käme er doch, käme er doch! Sie würde ihn empfangen, wie sie Besuche, welche ihr paßten, in der Eltern Abwesenheit empfing, trotz aller Verbote und Rügen.

Es wurde an die Thür gepocht. „Herr Doktor v. Selken bittet —"

Sie ließ die Ueberbringerin seiner Karte nicht aussprechen. „Ja, ja!" und sie war schon wieder zum Spiegel hingestürzt, um ein wenig Freudenrot auf die Wangen zu tupfen.

Da sah er sie wieder, die gemütlichen Räume, die ihm in kurzer Zeit so lieb und vertraut geworden waren, und die er doch hatte meiden müssen, um eine zu vergessen, die in diesen Räumen ihre Lüge gelebt hatte.

Es war vergessen. Robert v. Selken wandte sich der Thür zu, hinter welcher es raschelnd näher huschte — Ilse. Er kannte ihren Schritt.

Und nun, wie von unsichtbaren Händen getragen, flog sie ihm entgegen, die Arme ausgebreitet, in rosiger, alles vergessender Wiedersehensfreude, die Augen strahlend in Glück, auf den Lippen besinnungsloses Stammeln: „Endlich — o!“

Dann im plötzlichen Erschrecken zu sich kommend, wich sie jäh wieder zurück, starrte ihn fassungslos, kindlich verwirrt an und brach in Thränen aus.

„Ilse, liebes, geliebtes Kind!“

Ohne fast zu wissen, was er that, überwältigt von ihrem rührenden, beschämten Weinen, selber aufs tiefste erregt von dem Anblick des reizenden, lichten Geschöpfes, das so jung, so thöricht sein Lieben verraten hatte, war er auf sie zugeeilt, hatte seine Arme um sie geschlungen und ihr die Thränen von den Augen geküßt.

„Ilse — Liebling, so hast du mich erwartet?“

Sie nickte leise an seiner Brust. „Und — du?“

Wie süß dies zögernde Du ihm klang! Ihre holde Schmeichelstimme hatte die Saite angeschlagen, auf der die Zauberweise tönte: „Was es zuvor besessen, dein Herz soll es vergessen.“

„Und du?“

„Ich habe dich lieb.“

Als er es ausgesprochen, ging ein Erschüttern durch ihn hin, als hätte eine Riesenfaust einen Eichbaum gerüttelt. Auf seinen Schultern lagen Ilses kleine Hände. —

Am selben Vormittage noch hielt Selken bei Professor

Herbert um die Hand seiner Tochter an und wurde mit Freuden als künftiger Schwiegersohn begrüßt. Dann suchte er seine Schwester auf, um ihr Mitteilung von dem Geschehenen zu machen.

In kaum verhaltener Erregung trat er ihr entgegen. „Ich habe mich soeben verlobt, Irmgard."

Sie erblaßte, auf ihr Gesicht trat ein finsterer, fast feindlicher Ausdruck, die ihm gereichten Hände zogen sich zurück, sie sagte kein Wort.

Betroffen blickte er sie an. „Was heißt das, Irmgard? Du bist seltsam! Keine Frage, keinen Glückwunsch —"

Sie atmete schwer auf. „Doch, ich wünsche dir alles Glück," sagte sie und ein bitteres Lächeln grub sich um ihre Mundwinkel. „Ich fürchte nur, du bist nicht reich genug für eine Ilse Herbert."

Seine Haltung straffte sich. „Ich hoffe, du wirst meine Braut anders beurteilen lernen."

„Das sollte mich freuen in deinem Interesse. Ein Mann deiner Art sieht eher einen Fleck an der Sonne, als einen Balken am Boden, über den er sich den Hals brechen kann."

„Du gestattest, daß ich mich verabschiede, um über den Sinn deiner Bemerkungen nachzudenken."

Sie trennten sich so fremd, wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Auf Selken lag die Verstimmung mit seiner Schwester wie ein Alp. Er hatte lang gefühlt, daß ihr Ilse nicht sympathisch war, was sie ihm aber heute gezeigt, war offenkundige Abneigung gegen sie. Und warum? Weil sich Ilse zuweilen außergewöhnlich, aber immer geschmackvoll kleidete, weil sie — zugegeben — selber Augen für ihr reizendes Persönchen hatte? Wie hart doch die Frauen einander gleich beurteilen!

Indes so leicht er in diesem Falle Frau v. Ramhorsts

Meinung anzuschlagen sich mühte, hatte dieselbe doch ein scharfes Unbehagen in ihm heraufbeschworen, und unter dem Einflusse desselben unterließ er, was er sofort hatte thun wollen, seinem Neffen Hans durch ein paar Zeilen Mitteilung von seiner Verlobung zu machen. Es hatte ja noch Zeit, bis morgen oder übermorgen die offiziellen Anzeigen versandt wurden.

Den Abend brachte Selken bei Professors zu, und was bei seiner Ankunft dort etwa noch an Verstimmung in ihm gelegen, war bald hinweg gezaubert durch Ilses kindlich bestrickende, holde Zärtlichkeit.

— — — — — — — — — — —

Drei Tage später beschloß das neue Brautpaar Ramhorsts, als den nächsten Anverwandten, Besuch zu machen, und da Selken das Einvernehmen mit seiner Schwester so ziemlich wieder hergestellt hatte, durfte er auf freundlichen Empfang Ilses rechnen. Diese ihrerseits hatte alles gethan, um im Sinne der Majorin guten Eindruck zu machen. Sie ging einfach angezogen und bemühte sich, den stattlich vornehmen Mann, an dessen Arm sie stolz durch die Straßen schritt, angelegentlich zu unterhalten. Er sah sie an, während sie plauderte, und er lächelte, wenn sie drollige Bemerkungen machte. Plötzlich war es ihm, als brenne ein Feuerstrahl auf seinen gesenkten Lidern, und die Augen hebend begegnete er einem anderen Augenpaar, das groß und dunkel in die seinen flammte.

Ihm blieb kaum Zeit zu einem Gruße, dann war die biegsame Gestalt, dann waren die schwarzen Sonnenaugen im bleichen Antlitz vorüber.

Er sprach kein Wort. Ilse war es, die aufgeregt das Schweigen brach.

„Das nenne ich aber unverfroren, wieder hierher zu kommen," rief sie. „Ich dummes Ding grüße auch noch in der ersten Ueberraschung, kaum gedankt hat sie."

„War — sie denn fort von Arberg inzwischen?“ fragte Selken zögernd.

„Ja; die Erhard sagte mir's, als ich sie einmal unterwegs traf, hingehen darf ich ja nicht mehr zu ihr, seit sie uns solch ein — Fräulein aufgehalst.“

Er wollte nichts weiter hören. Ilses spöttelnder Ton verletzte ihn, er kehrte den Blick von ihrem lächelnden Gesicht, doch von der anderen schönem Bildnis wandte er die Seele. War die Welt nicht groß genug, mußte sie nicht eher in weiteste Ferne verschwinden, ehe sie noch einmal den Blick mit ihm tauschte? Und hoch hatte sie den Kopf getragen und stolz war ihr Gang gewesen!

Beinahe wortkarg legten sie den Rest des Weges zu Ramhorsts zurück. —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ilse saß zu früher Morgenstunde bereits in Straßentoilette in ihrem Zimmer, damit beschäftigt, die Briefe, Karten und Depeschen durchzusehen, die ihr die Post heute morgen gebracht. Glückwünsche von nah und fern, von Freunden und beinahe Fremden. Ihre Hände zitterten, sie befand sich in fiebernder Aufregung. Sie war soeben vom Postamt heimgekehrt, wohin sie heimlich gelaufen war, im festen Glauben, dort unter verabredeter Chiffre seine Antwort auf die ihm brieflich von ihr selbst gemachte Mitteilung ihrer Verlobung zu finden. Umsonst. Hatte ihr Hans v. Ramhorst nichts mehr zu sagen? Das war nicht möglich! Oder - -

Brief um Brief glitt durch ihre Finger, und plötzlich öffnete sie die Augen weit. Wahrhaftig, er hatte gewagt ihr offen ins Haus zu schreiben! Hier — seine Schriftzüge. Was bedeutete das? Kalt fühlte sie es durch ihre Glieder rieseln, als sie den Umschlag zerriß und zu lesen begann:

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich in Arberg

und erwarte Dich in den Anlagen am Bahnhof. Ich muß Dich sprechen, ob mit oder gegen Deinen Willen."

Das Schreiben entfiel ihr, sie saß regungslos.

Das klang ernst. Sie sprang empor, strich verwirrt das Haar aus der Stirn, sann noch ein paar Sekunden, raffte dann den Brief auf, verbarg ihn und eilte aus dem Zimmer, mit leisen Schritten den Vorsaal entlang. Mochte man daheim denken, sie sei spazieren gegangen, oder was man sonst wollte — hier half kein Ueberlegen, sie mußte seinem Rufe folgen, sonst war der Tollkopf zu allem fähig, das wußte sie jetzt.

Zwischen dem knospenden Buschwerk, das die Promenade vor dem Bahnhofsgebäude umsäumte, schritt Hans v. Ramhorst auf und nieder. Wohl trug er Uniform, wohl klirrten Säbel und Sporen, aber sein Gang hatte nichts soldatisch Aufrechtes mehr, seine Haltung war gebeugt, sein Kopf vorgeschoben, seine Augen starrten zu Boden.

So erblickte ihn Ilse, als sie atemlos und banger, als sie sich zugestehen wollte, in die Anlagen einbog.

„Hans!"

Beim leisen Klange ihrer Stimme aufschreckend, starrte er sie verstört an, dann lief ein Zucken über sein bleiches Gesicht.

„Ist es wahr, Ilse?"

Jedes Wort war ein Herzstoß.

Sie blieb ruhig, hatte sogar noch die Besonnenheit, ihn in einen menschenleeren Seitengang zu ziehen, ehe sie bittend, in rührender, verängstigter Hilflosigkeit die Hände zu ihm emporfaltete.

„Hans, ich —"

„Ist es wahr?"

„Ja, ich liebe ihn."

Ein Laut, als ginge ein Riß durch ihn hin. „Und

ich töte ihn!" brach es heiser von seinen Lippen, indem sich seine, zur Faust geballte Rechte schüttelnd vorstreckte. „Ich schieße ihn über den Haufen — und wär' er mein Bruder!"

Ihre Finger schlossen sich um seine Fäuste, ihre zärtliche, weiche Schmeichelstimme aber schlich sacht in seines Herzens bestes Teil.

„Hans, lieber, guter Hans, mich würdest du dann töten, mich zu allererst. Ich liebe ihn ja mehr als mein Leben! Ich wußte es nicht, er wußte es nicht, daß wir uns liebten, sonst, Hans, sonst hättest auch du es gewußt. Erst beim Wiedersehen jetzt vor ein paar Tagen kam es über uns wie ein Sturm, der da alle anderen, kleineren Gefühle hinwegfegte, das Wissen: wir lieben uns und müssen einander angehören! Ich schrieb dir ja alles, alles, Hans, in deinen Händen liegt mein Glück, du kannst es mir geben, du kannst es mir nehmen."

Demütig ergeben stand sie vor ihm, holdselig, unschuldig an ihrer Liebe, wie die Rose an ihrer Blüte.

Er starrte sie an mit irren, wilden Blicken. Was wollte er denn von ihr? Wie hätte sie ihrem Herzen gebieten sollen? Es war natürlich, daß sie den anderen lieben gelernt.

Er taumelte zurück, die Hände gegen Stirn und Augen gedrückt und stöhnte zu Tode getroffen. „Ilse — und ich? Ich wollte doch auch leben und glücklich sein!"

Ein unheimlicher Schauer strich über sie hin. Sie hatte noch keinen Toten, sie hatte noch kein Herzweh gesehen.

„Du — du wirst es verwinden, Hans."

„Glaubst du, Ilse?"

„Und — und —" stammelte sie weiter, unter dem Drucke beklemmenden nie gekannten Grauens. „Und wenn du mir aus deinen Händen mein Glück reichst, wenn du

stark bist, wenn du schweigst, dann — wir könnten ja gute Freunde bleiben, Hans."

„Wir könnten ja gute Freunde bleiben," wiederholte er leise und nickte mit verzerrtem Antlitz. „Ich — werde — schweigen, Ilse!"

„Und stark sein?"

„Und stark sein," sagte er fest, hob den Kopf und sah sie an, all seine Liebe, all seinen heiligen, jungen Glauben in den Augen.

Mit gleicher Beschäftigung wie Ilse, hatte auch Doktor v. Selken den Tag begonnen. Auch ihm waren Stöße von Gratulationen zugegangen, und auch er hatte unter allen nur nach einer Handschrift gesucht, aber ohne dieselbe zu finden.

Auch sein Neffe war ihm den Glückwunsch zu seiner Verlobung bis jetzt schuldig geblieben. Das sah dem guten Jungen, der sich so leicht mit anderen freute und der zudem in diesem Falle auf das Höchste überrascht sein würde über ein Geschehnis, dessen Möglichkeit ihm mit keinem Worte angedeutet worden war, so wenig ähnlich, daß es den Doktor befremdete. Er hatte auf seine Verlobungsanzeige hin umgehend eine Antwort von Hans erwartet. Nun, dieselbe würde jedenfalls im Laufe des Vormittags noch eintreffen, sagte er sich schließlich und begann sich zum Ausgehen zu rüsten.

Er hatte für den heutigen Abend mit seiner Braut und deren Eltern gemeinsamen Theaterbesuch verabredet, und er mußte eilen, wollte er bei dem Sonntagsandrang noch Billets erhalten.

Bereits den Hut in der Hand haltend, hörte Selken, wie man draußen jemand Einlaß gewährte, und ehe er noch Zeit zu einem Gedanken gefunden, wurde seine Stubenthür aufgestoßen, und herein stürzte, das junge

Gesicht von Leidenschaft und Verzweiflung zerwühlt, die Stirn feucht, das blonde Haar in Strähnen darauf klebend, Hans v. Ramhorst.

„Mensch — Junge!“ Ein Schreckensruf des Mitleids, der treusten Liebe, und Selken hatte den Wankenden fest, fest mit beiden Armen umschlungen.

„Was hast du angefangen, Junge, wo kommst du her? Sprich, rede doch!“

Dumpfes Aechzen rang sich aus des anderen Brust, er schob die Arme von sich, die ihn halten wollten, und schwankte auf einen Stuhl zu, sank darauf nieder, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und vergrub den Kopf in den Händen. Ermorden hatte er ihn wollen, mit diesen Händen ermorden! Warum wäre er sonst zu ihm gestürzt, nachdem er von Ilse gegangen ohne Abschied, ohne letzten Abschied — warum? Um ihn zu sehen, wie er glücklich war — er, der so gemeinsam mit ihm empfand, der liebte, wo er liebte!

Da fühlte er sich bei den Schultern gepackt, wie die Angst, die Sorge packt.

„Hans, lieber Junge, rede, rede doch um Gottes willen. Du hast einen dummen Streich gemacht, nicht wahr? Und du kommst zu mir, damit ich dir rate, helfe, nicht wahr? Wie viel ist's denn, Mensch? — Schulden doch natürlich! Ehrenschulden, nicht? Oder Wechsel? Kommt ja vor, Junge, nur heraus mit der Sprache! Auch wenn's ein schwerer Haufen ist. Was mein ist, ist dein!“

Langsam richtete sich Hans empor, und seine unnatürlich reglosen Blicke hafteten auf Selkens Händen, die sich wieder und wieder ihm entgegenstreckten. Nein, diese Hände hatten ihn nicht bestohlen, sie waren ohne Schuld, wie die Ilses weiß waren, ohne einen Tropfen des um sie vergossenen Herzblutes daran.

„Ich — werde dir schreiben, Robert.“

„Nun, endlich doch ein Wort!“ rief der Doktor aufatmend und drängte seinen Neffen, wieder Platz zu nehmen.

„Also Schulden! Oder — schlimmere Geschichten?“

Wie geistesabwesend schüttelte Hans verneinend den Kopf. Selken atmete freier. „Dann also“ — er trat an seinen Schreibtisch und nahm ein Portefeuille heraus — „Brauchst du die Summe gleich? Wie viel ist's? Fünf-, nein sechshundert Mark habe ich hier. Das andere wäre morgen früh oder auch sofort —“

Wieder antwortete das starre Kopfschütteln, von einer abwehrenden Handbewegung begleitet. „Es eilt nicht so — ich werde dir schreiben.“

„Aber Mensch, wenn's dir nicht so auf den Nägeln brennt, warum kommst du denn eigentlich her? Hast du so an mir gezweifelt? Dummer Kerl, einmal helf ich dir schon aus der Patsche, das hättest du doch wissen sollen. Uebrigens — wissen deine Eltern um dein Hiersein?“

„Nein,“ der blonde Kopf neigte sich tief auf die Brust herab und wie ein unhörbarer Hauch verwehte ein leises: „Mutter — meine Mutter!“

„Du bist also direkt von der Bahn zu mir gekommen, Hans?“

„Ich kam zu dir —“

„Und“ — von einem plötzlichen Verdacht gepackt, faßte Selken des jungen Mannes Arm. „Hast du Urlaub?“

„Urlaub?“ Eine klanglose Stimme fragte es zurück, wie im Traume. „Nein, wozu?“

Der Doktor sprang auf. „Bist du denn völlig von Sinnen, Mensch? Ohne Urlaub —“ Er riß die Uhr aus der Tasche. „Wenn wir uns in eine Droschke stürzen, können wir den Eilzug noch erreichen, und du bist vor Abend wieder in deiner Garnison. Alles andere später!“

„Ja — später!“

Selken schob den jungen Mann, ihn an den Schultern fassend, vor sich her aus dem Zimmer. Vor dem Hause hielten Droschken. Der Doktor sprang in die erste, beste hinein; willenlos, stumm folgte Hans ihm nach.

„Hast du Retourbillet?“

„Nein.“

Noch ehe die Droschke hielt, sprang Selken heraus, stürzte an den Schalter und dann, immer Hans vor sich her drängend, die Treppe hinauf, nach dem Bahnsteig. Eine Thür aufreißend, schob er den Neffen in den ersten Wagen. Das Signal tönte, der Zug setzte sich in Bewegung.

„Schreibe sofort!“ rief Selken noch einmal.

Nur ein stummer Blick aus zwei umflorten Augen gab ihm letzte Antwort.

Vierzehntes Kapitel.

Grübelnd, sorgend und fragend verließ Selken den Bahnhof. Wie hatte der arme Junge ausgesehen! Waren ein paar Schulden wirklich ein stichhaltiger Grund für solche verstörte Verzweiflung? Heißer Schreck engte Selken die Brust ein, unwillkürlich stockte sein Schritt.

Wenn es etwas anderes wäre, wenn die Ehre auf dem Spiele stände!

Er tastete nach dem Halse, riß den Ueberzieher auf. Hans, sein Liebling, der Schwester Stolz und einzigstes Glück — der prächtige Junge, der ideale Schwärmer mit dem heißen Herzen und der vornehmen Seele! Wie ein lichtes Bild hob sich aus dem Dunkel seines Sinnens der schöne Jünglingskopf vor ihm empor und —

„Unmöglich, unmöglich!“ rief es in ihm. Wer so ausschaute, der that gewiß nichts Unwürdiges, Niedriges.

Schulden, ein erstes Ausgleiten auf der an Versuchung so reichen Bahn seines Standes, und der Junge hatte darüber den Kopf verloren, leidenschaftlich heftig, wie er von Natur war. Die Zusicherung, die er mit sich genommen, daß ihm unter allen Umständen Hilfe sicher sei, würde ihn wohl schon während der Rückfahrt beruhigen, und für das übrige würde sein Brief, der bereits morgen eintreffen konnte, Klärung bringen.

Es kam Selken ins Gedächtnis zurück, wie er heute morgen vergeblich nach einem Glückwunschschreiben von Hans gesucht, und daß dieser auch vorhin mit keinem Worte seiner Verlobung gedacht hatte. Das war freilich natürlich gewesen, aber die kaum in dem Doktor aufgestiegene Zuversicht, daß das, was den Neffen zu ihm getrieben, im Grunde nur eine Bagatelle sein werde, kam wieder ins Wanken.

Sein Schritt beschleunigte sich, es trieb ihn zu seiner Schwester, wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, dieselbe zu erschrecken, indem er ihr auch nur mit einer Silbe Andeutung von dem Geschehnis machte. Aber er hatte ein unruhiges Verlangen, sie zu sehen, zu sprechen.

Er traf die Majorin zum Ausgehen angekleidet.

„Ich wollte gerade einen Spaziergang machen. Möchtest du mich begleiten?"

Er stimmte zu und plötzlich erinnerte er sich der vergessenen Theaterbillets und machte der Schwester Mitteilung von seiner Unterlassungssünde, denn die Kassenstunde war vorüber.

„Du kannst ja trotzdem noch einen Versuch machen," schlug Frau v. Ramhorst vor, „laß uns am Theaterbureau vorbeigehen, vielleicht ist es zufällig geöffnet."

— — — — — — — — — — — —

„Was, Adelheid, heute am Sonntag wollen Sie aufs Bureau? Da wird nichts d'raus!"

Regine Erhard schob ihre Hausgenossin energisch dem blütenweiß gedeckten Tische wieder zu, an welchem sich zwei gegenüber saßen, Schwarzauge in Blauauge versenkt und im Glück über dies sonntäglich gestattete Zusammensein Speise und Trank vergessend.

„Doch, Regine, verzeihen Sie mir, aber ich möchte noch ein paar Stunden arbeiten. Ich habe Rollenabschriften übernommen und finde im Theaterbureau das nötige Material dazu."

Adelheid trat wieder von der Tafel zurück, als des Schauspielers tiefste Grabestöne sie nochmals am Hinausgehen hinderten.

„Unser Direktor müßte mir die Gage erhöhen zum Danke dafür, daß ich ihm solch eine unschätzbare Kraft, wie Sie es sind, zuführte."

„Genügt Ihnen der meine nicht, Herr Erhard, muß es auch noch Dank in klingender Münze sein? Seit wann sind Sie denn so materialistisch?"

„Seitdem ich von meines Daseins lichtem Höhepunkt hoch über der Bäume Wipfeln hinunter steigen mußte zu des Lebens finsteren Sorgen."

Hellauf lachte Annette. „Ja, seine Mansarde war bedeutend billiger als sein jetziges Parterrelogis. Er kann sie noch immer nicht vergessen und haßt Sie nun im Grunde seiner schwarzen Seele, daß Sie sich statt seiner droben etabliert haben."

„Das glaube ich Ihnen doch nicht ganz," entgegnete Adelheid lächelnd. „Nachdem Herr Erhard sich schon einmal so warm meiner Stellenlosigkeit angenommen, gönnt er mir wohl auch sein betrauertes Vergangenheitsheim."

Allen ein freundliches „Auf Wiedersehen!" zunickend, verließ Adelheid das Zimmer.

Die Malerin sah ihr gedankenverloren nach, welche schöne Gelegenheit die beiden anderen benützten, um sich

unter dem Tische heimlich die Hände zu drücken, was sie niemals durften, wenn Reginens Blicke auf ihnen ruhten. Die aber dachte nicht an das zärtliche Paar, dessen Eheabsichten trotz aller Prophezeiungen grauesten Elendes immer kühner wurden. Adelheids Gesicht war es, das vor ihrem Geiste stand — blaß, abgespannt, freudlos, wie sie es heute, wie sie es seit jenem Tage gesehen hatte, wo Adelheid mit der Nachricht zu ihr gekommen war, Ilse Herbert habe sich mit Doktor v. Selken verlobt, sie sei den zweien Arm in Arm begegnet. Mit völlig ruhiger Stimme hatte sie ihr die Mitteilung gemacht, und doch war ein so sonderbarer Klang in derselben gewesen.

Vor Regine begann die Wahrheit zu tagen. Selken war Adelheid von früher her bekannt, und sie war so seltsam gewesen beim ersten Wiedersehen mit ihm. Um ihn litt sie, nicht um die Kette, die sie an den Füßen trug, um ihn, der eine Ilse gewählt hatte!

Aehnlich wie Regine sann Adelheid, als sie eilig den Weg zum Theater zurücklegte. Ja, sie litt um ihn. Litt, daß sie es mit ansehen mußte, ohne warnen, helfen zu können, wie er blind der Lüge zur Seite schritt. Und sie litt auch, daß ihr stolzer Weg „Ich will!“ sie wieder hierher zurückgeführt hatte, von wo sie für immer scheiden zu müssen geglaubt. Gern war sie in die weite Welt hinausgegangen, nachdem sie vor dem Manne ihrer Liebe wie eine Abenteurerin, wie eine entlarvte Heuchlerin gestanden; aber ihres Schicksals Woge hatte sie, die Heimat- und Steuerlose, wieder hierher zurückgeworfen, an den gemeinsamen Strand mit ihm, ohne ihre Schuld ohne ihr Wollen.

Vier Monate etwa war sie draußen gewesen in der Fremde und hatte sich gemüht, ehrlich und mit tapferem Mut ihren Weg zu finden, aber es hatte ihr keine Sterne

vom Himmel reißen helfen, das stolze Wort: Ich will! Ihr Fuß war an Steine gestoßen, wohin sie schritt.

Wendelburg hatte Wort gehalten — er hatte ihr den Weg verlegt, wohin sie sich auch wandte. Teils durch persönliches Erscheinen, teils durch wiederholte gerichtliche Aufforderungen, zu ihrem Gatten zurückzukehren, hatte er sie stets von neuem wieder vertrieben, kaum daß sie in einer Stellung festen Fuß gefaßt.

In einer Stunde tiefster Verzweiflung hatte sie an ihren Vater geschrieben, ehrlich und offen hatte sie ihm ihr Empfinden für Wendelburg klargelegt, aus kindlicher Wärme heraus, die das Gefühl der Vereinsamung in ihr wachgerufen, hatte sie zu ihm gesprochen.

Ein paar kurze Zeilen waren die Antwort gewesen. Wieder das schroffe, unbedingte Verurteilen ihrer Handlungsweise, mit der sie auch über die Eltern Schande gebracht habe. Sie werde kein Glück finden auf ihrem Wege, bis sie nicht ihr Unrecht gut gemacht und dahin zurückgekehrt, wo einzig ihr Platz sei — zu ihrem Manne.

Die Tage wurden trüber und trüber, ihre geringen Hilfsmittel gingen zu Ende. Was sollte sie beginnen?

„Lieber Gott, Sie müssen nicht so heikel sein in Ihren Ansprüchen," sagte ihr der Agent, zu dem sie wieder und wieder lief. „Bei Ihrem Aeußeren kann's Ihnen ja kaum fehlen."

Bei ihrem Aeußeren! Wie Zorn überkam es sie gegen ihre Schönheit, die ihr nur Steine in den Weg legte, statt ihn ihr ebnen zu helfen. Was sollte sie thun?

Da kam eines Tages ein Brief von Regine. Ihr Bruder habe erfahren, daß man im Theaterbureau für allerhand schriftliche Arbeiten eine weibliche Kraft suche. Die Stelle sei ihr sicher, wenn dieselbe ihr recht wäre, und sie umgehend käme. Und sie war gekommen, nicht leicht, nicht ohne inneren Kampf; doch was hätte sie beginnen sollen?

Sie füllte ihre neue Stellung aus ohne Liebe, ohne

Abneigung. Es würde, es mußte sich ja eines Tages etwas anderes finden. Inzwischen arbeiten, arbeiten, daß die Gedanken, die Gefühle nicht Zeit fanden, in ihr sich quälend einzunisten. —

Sie war im Bureau, in dem sie heute, am Sonntag, die einzige Arbeitende war, angekommen, suchte sich die Originale der Rollen hervor, die sie abzuschreiben versprochen. Ringsum war tiefe Stille. Wie wohl die that, wie sie beruhigte, kräftigte! Das leise Knistern des Papiers unter ihren Händen störte nicht, es war die Sprache der Arbeit, die stark macht, überwinden hilft.

Es hatte an die Thür gepocht. Lauschend hob sie den Kopf. Nochmals dasselbe Geräusch. „Herein," sagte sie zögernd und stand von ihrem Stuhle auf.

Die Thür ward geöffnet, eine hohe Männergestalt erschien auf der Schwelle, ihr zur Seite eine Dame.

Frau v. Ramhorst war es und ihr Bruder.

Adelheids Herz drohte stillzustehen.

Selken war bei ihrem Anblick unwillkürlich zurückgewichen, die Majorin aber, obwohl gleichfalls auf das Höchste überrascht, war mit ein paar Schritten vollends eingetreten. Seit sie von Adelheids unseliger Heirat erfahren, war das Interesse, das sie vom ersten Augenblicke an für dieselbe gefaßt, nur stärker geworden, und sie hatte sich deren Handlungsweise unter Zuhilfenahme der Erfahrungen ihres eigenen Lebens in einer Weise zu erklären versucht, die der Wahrheit nahe kam. Mit ihrem Bruder hatte sie ihre Anschauung über den Fall nicht austauschen können, da er jedes Anschlagen dieses Themas beinahe schroff zurückwies.

„Welch liebenswürdiger Zufall, Sie hier zu entdecken, Frau —" ein leichtes Stocken, ein halb verlegen lächelnder, fragender Blick.

„Frau Wendelburg ist mein gesetzlicher Name, indessen

nennt man mich hier Frau Angreß," sagte sie ruhig, einfach. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie sich meiner noch erinnern."

Ein klarer Blick glitt zu ihm herüber, der nur eine schweigende Verneigung für sie gehabt hatte.

„Aber wie kommen Sie hierher, liebes Kind?" begann Frau v. Ramhorst im Tone eines herzlichen Interesses, und zog sich einen Sessel an Adelheids Schreibpult heran. „Sie müssen mir das erzählen. Haben Sie ein wenig Zeit für uns?"

„Bitte sehr" — eine kühle, stolze Handbewegung bot Selken gleichfalls Platz an.

Er lehnte dankend ab und nannte sie „gnädige Frau" dabei.

Ihre Augen brannten dunkel, mit zusammengepreßten Lippen wandte sie sich der Majorin zu.

„Seit vierzehn Tagen bin ich hier im Theaterbureau zur Erledigung schriftlicher Arbeiten engagiert. Ich verdanke Herrn Erhard die Stelle und ich nahm sie in Ermangelung jeder anderen Auswahl notgedrungen an, so sehr es mir auch widerstrebte, nach Arberg zurückzukehren."

Frau v. Ramhorst nickte. „Ich begreife das," sie ergriff Adelheids Hand, „ich wüßte gern mehr von Ihrem Schicksal. Es ist ehrliche Anteilnahme. Wollen Sie mich nicht einmal besuchen?"

Adelheid that erbleichend einen tiefen Atemzug, dann hob sich ihr gesenkter Blick wieder. „Ihre Güte beglückt mich, gnädige Frau, allein wenn Sie begreifen, daß ich nur gezwungen an einen Ort zurückkehrte, wo ich meine irrige Auffassung, innere Wahrheit auf Kosten äußerlicher Lüge leben zu können, so bitter büßen mußte, werden Sie auch billigen, wenn ich jetzt alles ablehnen möchte, was keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem einzigen Zwecke meines Hierseins, mit meinem Broterwerb, hat."

Ihre Worte waren für ihn gesprochen, er verstand das Empfinden, dem sie entnommen, dennoch verletzten sie sein Ohr, und zum erstenmal sich zu direktem Worte an Adelheid wendend, gab er mit merklicher Schärfe zurück: „Hoffentlich steht dieser Broterwerb, wie Sie sich auszudrücken belieben, nun wenigstens nicht in Widerspruch mit Ihren Neigungen, gnädige Frau.“

„Er gestattet mir, die Wahrheit meiner Lage zu leben, ohne anzustoßen; das genügt mir.“

„Armes Kind,“ sagte leise die Majorin.

Adelheids feiner Kopf hob sich stolzer empor. „Ich hätte kein Recht und wünschte keines zu haben, Mitleid wachzurufen, gnädige Frau. Ich schuf mir mein Schicksal in freier Selbstbestimmung.“

„Wir nehmen Frau Angreß allzulange in Anspruch, fürchte ich.“ Selken sagte es beinahe schroffen Tones und trat einen Schritt näher an Adelheids Pult. „Wenn Sie mir gestatten wollen, das Anliegen vorzubringen, um dessentwillen wir gekommen. Ich habe für die heutige Vorstellung die Bestellung von Billets versäumt, und möchte mir die Frage erlauben, ob die Möglichkeit vorliegt, zum Abend noch vier gute Plätze zu erhalten.“

Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte Adelheid sich erhoben und an einem Nebenpulte die dort aufgelegten Listen durchgesehen.

„Eine Loge im ersten Rang ist noch frei. Darf ich dieselbe für Sie reservieren lassen?“

„Ich bitte darum, gnädige Frau, und bin Ihnen sehr verbunden für die Freundlichkeit.“

Adelheid stand still vor ihrem Pulte. Da wurden ihre beiden Hände von der Majorin, die immer befremdeter ihren Bruder angeblickt, erfaßt und herzlich gedrückt.

„So leben Sie denn wohl für heute. Hoffentlich sehe

ich Sie noch öfter wieder — zufällig, wenn Sie es nicht anders wollen."

Ein dankbarer Blick antwortete ihr, dann geleitete Adelheid in gelassener Höflichkeit ihren Besuch bis an die Thür.

Als dieselbe sich hinter den Fortgehenden geschlossen, hob Adelheid die Hände empor und hielt dieselben wie in ratloser Unschlüssigkeit vor sich ausgestreckt. Wohin sollte sie dieselben pressen? Wo saß ihr der meiste Schmerz? In den Schläfen, wo die Gedanken hämmerten, oder im Herzen, wo es bebte und zuckte?

Nein — nein! Ich will, ich will die Qual nicht fühlen! — Welches Recht stand ihm zu, sie so zu verurteilen, ihr so weh zu thun? So wie er, so handelte nur Engherzigkeit und Kleinheit, oder — Liebe, die grollte und zürnte, weil sie litt.

Liebe — jawohl! Er liebte — eine Ilse!

Mit fester Hand schob sie wieder ihre Arbeit zurecht. — —

„Du warst zu schroff," sagte draußen Frau v. Ramhorst zu ihrem Bruder. „Was hast du nur gegen Frau Angreß?"

Was er gegen sie hatte — was? Er schritt schneller vorwärts, seine Brauen zuckten.

„Derartige, allzuselbständig ihr Dasein leitenden Frauen sind mir unsympathisch und unverständlich."

Frau v. Ramhorst schüttelte den Kopf. „Bist du so zum Splitterrichter geworden, oder läßt du dich in deinem Urteil beeinflussen? Wer kann wissen, wieviel Tragik hier zu Grunde liegt, welche eigentümlichen Verhältnisse, wie viel Zwang vielleicht?"

„Zwang?" Selken lachte hart auf. „Du hörtest ja das Gegenteil betont — ein Schicksal in freier Selbstbestimmung."

Mit großen Augen schaute die Majorin ihn an. „Du bist seltsam, Robert, ich erkenne dich kaum.“

Er fuhr sich über die Stirn und machte eine abwehrende Handbewegung. „Du hast recht, was ereifere ich mich. Nun — mein Ideal von Weiblichkeit sieht eben anders aus.“

Und als er am Abend in dämmeriger Theaterloge Ilse zur Seite saß, die, ganz in ein schneeweißes Gewirr von Spitzen und Krepp gehüllt, von bestrickendem Reiz war, hatte sie zum erstenmal seit der Verlobung, die ihm so unerwartet, wie vom Himmel gefallen gekommen war, tiefe, nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt. Wie sie gelächelt, wie sie geplaudert, wie sie sich heimlich an ihn geschmiegt hatte, und er erbebt war im Dufthauch ihrer Nähe — so hatte er sie nie zuvor empfunden, die holde Blume auf seinem Lebenswege.

Ihren Namen auf den Lippen, betrat er gegen Mitternacht in aufgewühlter, erregter Gemütsverfassung sein Heim. Ohne daran zu denken, sofort zur Ruhe zu gehen, ohne die Lampe anzuzünden, streckte er sich auf das Sofa hin und ließ so, im mondhellen Dämmer der Frühlingsnacht nochmals an sich vorüberziehen, was der Tag gebracht.

Zwei dunkle, heiße Augen, die das Kraut Vergessenheit suchten, suchen mußten und darüber ihre Strahlen verloren hatten. Ein anderes Antlitz, hell und jung, ein heimlich süßer Händedruck. Und weiter —

Weiß, gespenstisch stand da im Thürrahmen plötzlich eine Gestalt — sie schwankte. Mit einem Ruck saß Selken aufrecht. Es war das Mondlicht, das im Zimmer umherschlich. Und dennoch —

Hans, Hans! Er hätte es hinausschreien mögen, so war es plötzlich über ihn gekommen in heißer, namenloser Angst. Warum hatte er den Jungen reisen lassen — so reisen lassen?

Dumpfe Schläge dröhnten an seiner Hausthür drunten. Er fuhr empor. Das Fenster fliegt auf.

„Wer ist da?“ klingt seine Stimme in die Nacht hinaus.

„Der Bursche vom Major v. Ramhorst,“ schallt es zurück. „Herr Doktor möchte sofort kommen — Depesche von Rodenstedt.

In wenigen Sekunden steht Selken drunten auf der Straße und eilt mit dem verstörten Boten zu seiner Schwester.

Er findet sie über den Diwan geworfen, einen Wahnsinnsausdruck in den entsetzt verzerrten Zügen. Der Major steht neben ihr, sein Gesicht ist aschfahl, seine Hände zittern.

„Da — hier!“

Selken reißt ihm die gereichte Depesche aus der Hand, und ein gurgelnder Schrei ringt sich aus seiner Brust.

„Leutnant v. Ramhorst hat sich —“

Hans — Hans — erschossen!

Fünfzehntes Kapitel.

Als Frau v. Ramhorst ihrem Manne und ihrem Bruder voran in das Zimmer hineinwankte, ohne Frage, ohne Laut, schmerzversteinert, wichen alle erschüttert zurück vor ihrem Anblick und gaben ihr den Weg zum Schlafzimmer ihres Sohnes frei.

Dort lag er auf seinem Bette. Neben ihm, sorgsam über einen Stuhl gehängt, die Uniform.

Das also war das Ende! Hans, ihr Hans, ihr Junge — er war tot!

Kein Laut bewegte ihre Lippen, aber die Arme hatte sie hoch über ihrem Haupte emporgereckt, und aus ihrem

verwandelten, erstarrten Antlitz schrie der Seele Erdenleid sein qualvoll wildes: „Warum — warum?“ gen Himmel.

Der Major war an seiner Gattin Seite getreten, die Zähne zusammengebissen, nur mühsam seine Fassung bewahrend, ein fäusteballendes „Warum?“ im Blick, der zwischen des Sohnes Leiche und dem Revolver am Boden hin und her zuckte.

Da schlug noch ein anderes Warum? dröhnend an des Schicksals verschlossene Pforte. Selken als letzter hatte den Toten gesehen, den kleinen Fleck auf dessen Brust. Hans hatte gut getroffen — Herzblut, erstarrtes, junges Herzblut —

„Warum hast du das gethan — warum?“

Der kalte, bleiche Mund dort in den Kissen hielt sein Geheimnis fest im letzten ewigen Schweigen. Er aber, der da droben über Gut und Böse thronte, er mußte sie kennen, die Teufelsmacht, die hier dem Tod ein Opfer in die Arme getrieben, auf das derselbe kein Anrecht hatte, und er würde sie ihm verraten und ihm das Richtschwert in die Hände drücken.

„Verlaß dich darauf, Hans, mein lieber Junge!“

Nassen Auges dem stillen Schläfer zunickend, als habe der ihn verstanden, raffte der Doktor seine ganze Kraft zusammen, um fähig zu sein, in das Nebenzimmer zurückzukehren, wo er zunächst mit den Kameraden des Dahingeschiedenen Rücksprache nehmen wollte. Ihm unmittelbar folgte der Major, um die Berichte des Arztes, des Burschen und des Wirtes anzuhören.

Die unglückliche Mutter allein blieb bei der Leiche zurück, teilnahmlos für alles, was um sie herum geschah. Mochten sie reden da nebenan — was kümmerte es sie? Keines Menschen Wort konnte ihr den Sohn vom Lager auferstehen lassen. Wie bald — und sie würden ihn in die Erde senken, dann sah sie ihn nicht einmal mehr —

nie mehr — nie wieder! Bis es aber so weit war, durfte sie noch an ihres Kindes Bette sitzen, hatte sie noch ein Kind, wenn es auch tot war. Es war doch da, war doch da. Erst wenn sie ihn hinausgetragen, ihren Einzigen, wenn die Erde ihn empfangen, und des Frühlings Blumen auf seinem Hügel blühten — dann hatte sie kein Kind mehr. —

Niemand konnte nähere Mitteilungen über die mutmaßliche Ursache des Geschehnisses machen. Auch die beiden jungen Offiziere, mit denen Selken außer Hörweite seines Schwagers in einer Fensternische stand, wußten nichts. Ihr Kamerad hatte keine Aeußerung gethan, die ihnen irgendwie auffällig erschienen wäre. Daß er Schulden haben könnte, so viele Schulden, um zur Pistole greifen zu müssen, hielten sie für unmöglich bei der Solidität seiner Lebensführung. Gespielt habe er zudem niemals, auch seine Stimmung sei weder merklich verändert, oder irgendwie melancholisch gewesen. Andere Aufschlüsse vermochten die Herren nicht zu geben, und in tiefer Bewegung verabschiedeten sie sich. Desgleichen thaten die übrigen Anwesenden, sobald ihre Gegenwart nicht mehr vonnöten war.

Ramhorst und Selken blieben allein miteinander, und letzterer wollte eben sein Herz mit der Mitteilung, daß Hans kurz vor seinem Ende bei ihm in Arberg gewesen sei, entlasten, was zu thun er bisher in Rücksicht auf seine Schwester unterlassen hatte, als der Major erklärte, zunächst die für die Bestattung seines Sohnes notwendigen Gänge unternehmen zu wollen.

Das erste, was Selken that, nachdem sein Schwager das Zimmer verlassen, war, daß er den Burschen des Verstorbenen hereinrief, um denselben über alle Einzelheiten, die der Katastrophe vorangegangen, auszuforschen. Wann der Leutnant am Sonntag nach Hause gekommen

sei, was er dann noch gethan, ob er die Tage zuvor Briefe empfangen, Besuche gemacht, wie seine Stimmung gewesen sei — alles ließ er sich von dem, selbst auf das schmerzlichste von dem Ende seines geliebten Herrn betroffenen jungen Menschen berichten.

Der Herr Leutnant habe am Sonnabend einen Brief bekommen.

„Einen offenen?“ forschte Selken, der an seine Verlobungsanzeige dachte.

„Auch,“ bestätigte der Bursche, „aber noch einen anderen.“

„Von seinen Eltern aus Arberg vielleicht?“

„Nein. Herrn und Frau Majors Schrift kenne ich genau, ich glaube eher —“

„Nun, was glauben Sie? Hier giebt es kein Verstecken mehr, reden Sie frei heraus.“

„Eine Dame, Herr Doktor.“ Mit tiefem Atemzuge war's heraus, und nun wurde der Bursche mitteilsamer. „Wenn die Schrift ankam auf dem dicken Papier, dann griff der Herr Leutnant immer schon von weitem nach dem Briefe. Er schrieb auch oft selber Briefe, die er persönlich zur Post brachte, alle anderen besorgte ich.“

Selken stand wie vom Donner gerührt. „Und von dieser Dame, meinen Sie, wäre am Sonnabend ein Brief angekommen.“

„Ja, Herr Doktor,“ sagte der Bursche überzeugt. „Der Herr Leutnant ist dann weggegangen, am Abend nach Hause gekommen, bald darauf wieder gegangen, ohne zu sagen wohin, und erst am Sonntag spät abends zurückgekehrt. Er sah so schrecklich aus, daß ich's mit der Angst kriegte und vor seiner Thür blieb, trotzdem er mich in meine Stube geschickt hatte.“

„Nun und — was hörten Sie?“

„Papierknistern, Herr Doktor; einmal klappte auch

die Ofenthür, und ein paar Streichhölzer wurden an- gebrannt. Dann ging der Herr in sein Schlafzimmer und —" der Bursche fuhr sich mit der Faust über die Augen. „Ich fand ihn nachher zuerst, Herr Doktor, und rief den Hauswirt."

„Und außer den Briefen, von denen Sie vermuten, daß sie von einer Dame kamen, haben Sie nichts Auf- fälliges an Ihrem Herrn in letzter Zeit bemerkt?"

„Nein, Herr Doktor."

„Haben Sie darüber bereits zu jemand anderem ge- sprochen?"

„Ach nein" — treuherzig schaute der Bursche den Doktor an — „weil's der Herr Leutnant selber wie ein großes Geheimnis hielt, wollte auch ich nicht —"

Der Doktor nickte. „Ja, ja, schweigen Sie auch vorläufig weiter über den Punkt. Und gehen Sie jetzt, es ist gut."

Sobald Selken wieder allein war, eilte er an des Neffen Schreibtisch, die Schubladen desselben aufziehend. Die darin befindlichen Papiere waren in musterhafter Ord- nung und völlig belanglos.

Was der Bursche ihm da verraten, daß ihm das selber nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen war!

Cherchez la femme — ja, suchen wollte er sie, und Gnade ihr Gott, wenn sie das Richtschwert verdiente!

Aber wo einen Anhaltspunkt finden, der die Wahrheit verriet! Hans hatte offenbar jedes darauf bezügliche Schriftzeichen vernichtet.

Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt stürzte Selken nach dem Ofen hin, riß dessen Thür auf und begann den Aschenrest im Feuerraum zu durchwühlen. Nichts — nichts — nur die Spuren, daß eine ziemliche Anzahl Pa- piere hier verkohlt waren. Schon wollte er von seinem vergeblichen Nachsuchen abstehen, da war es ihm, als

schimmere ganz hinten im Ofen etwas. Schnell fuhr seine Hand danach und faßte eine Ecke starken, nur angekohltes Briefpapiers. Das Stückchen, ein Briefüberrest, war eingebogen. Er nahm es und faltete es auseinander.

Große Schriftzüge sprangen ihm in die Augen wie schwarze Schlangen — ein paar Worte, nur ein paar Worte nahmen die Welt, jagten sie in sausendem Kreise um seine schwindelnden Sinne, stießen gegen seiner Seele stolze Tempelmauern, bis daß sie barsten, fielen, eingestürzt von jener kleinen Hand, die diese paar Worte geschrieben!

„Schweige über unsere Liebe zu jedermann, aber glaube, daß Dich immer liebt Deine treue Ilse.“

Wie lange er so am Boden gekniet und auf das angesengte Stück Papier vor sich herniedergestarrt hatte, er wußte es nicht, als er sich endlich langsam, schwer erhob und die furchtbare Anklageschrift bei sich verbarg.

Er wußte nur eins: die Thür seines bisherigen Daseins war für immer hinter ihm zugefallen. Ein anderer an Leib und Seele geworden, stand er auf fremdem Boden mit unsicheren Füßen. Wo waren gerade, wo krumme Wege, wo fing die Lüge an, wo endete die Wahrheit? Wo hieß es verdammen, wo begnadigen?

Seine Hände, die das Richtschwert hatten führen wollen, erzitterten. Da schlug er sie vor sein Antlitz und weinte.

— — — — — — — — — — — —

Der Major hatte angeordnet, daß sein Sohn am nächsten Tage bestattet würde. Es war geschehen. — Nun hatte die arme Mutter kein Kind mehr. Als sie die erste Handvoll Erde auf seinen Sarg herniederrollen gehört, war Irma v. Ramhorst ohnmächtig an seiner Gruft zusammengebrochen. Bei ihrem Erwachen war sie starr,

thränenlos geblieben, nur ihres Herzens „Warum?“ hatte unablässig um Antwort gefleht. Man mußte ihr doch sagen können, warum ihr Hans seine Mutter verlassen, die er so sehr geliebt, zu der er stets heimverlangt hatte? Der Major schwieg auf solche Fragen, seit er seines Sohnes Ende sich im Zusammenhang mit irgend einer Liebesaffaire dachte, der nachzuspüren ihm durchaus widerstrebte.

Und Selken?

Ihm schloß furchtbares Wissen den Mund, und kein Atemzug, kein Aechzen seiner namenlosen Qual durfte verraten, welcher Blitzstrahl den jungen Baum gefällt, von dem er selber einst behauptet: er ist einer von denen, die eher brechen, als sich biegen. —

Am nächsten Morgen nach dem Begräbnisse waren Ramhorsts und Selken nach Arberg zurückgekehrt, wo der Major jetzt erst der schweren Pflicht nachkam, den Tod seines einzigen Sohnes, von dem bisher nur der Regimentskommandeur gewußt, bekannt zu geben.

Selken aber nahm den Weg zu seiner Braut.

Keine Zeile hatte sie von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt, kein Wort ihr den Grund seines Fortbleibens von ihr verraten.

Wie er ihr nun gegenübertreten, was er ihr, was er ihren Eltern sagen wollte? Es war ihm nicht klar, er fühlte nur, wie mit jedem Schritt, den er that, das Blut tropfenweise aus seinem Antlitz, aus seinem Herzen wich. Vor dem Hause angelangt, war es ihm, als zwinge magnetische Gewalt seinen Blick, sich nach oben zu richten.

Droben an einem der Fenster stand Ilse und sah zu ihm herab. Ohne ihr zuzunicken trat er rasch ins Haus hinein. Sie würde ihm jetzt entgegenfliegen, ihn mit ihrer Stimme küssen, noch ehe ihr Arm ihn berührt. Er

wußte es und war nicht überrascht, als sie ihm selber die Entreethür öffnete.

Mit einem frohlockenden: „Die Mama hat noch nicht Toilette gemacht, jetzt werde ich dich allein ins Verhör nehmen,“ glitt sie an ihm vorüber und lief voran in den Salon. Der Duft ihrer Kleider drängte sich in seinen Odem, noch einmal flatterte ihre reizende Erscheinung als Frühlingsschmetterling aus dem Lande seiner Träume durch seine Sinne, dann starb er im Eiseshauch der Wahrheit. —

„Du hast drei volle Tage nichts von dir hören lassen, was soll das heißen, du Abtrünniger?“

Die Hände vor sich verschränkt, den Kopf zurückgebogen, die Lippen geöffnet, lächelte sie ihn schmollend-kokett an, da er ihr ins Zimmer hineingefolgt war.

Er antwortete nicht, er sah nur zu ihr hernieder mit seinem festen, kalten Blicke. Ihm schien, als lausche sie seiner Antwort unruhig, als rühre die Blässe ihrer Wangen nicht allein vom Widerschein des fahlblauen Gewandes her, das sie wie rieselndes Wasser umfloß.

„Was soll das heißen?“ fragte sie noch einmal, leiser als zuvor.

„Können die Augen, die so scharf und klug zu Menschenseelen durchdringen, nicht in meinem Gesicht lesen?“

Der Ton riß ihr das Lächeln vom Antlitz. „Ich — ich begreife nicht. Du bist seltsam.“

Eine tiefe, senkrechte Falte grub sich in seine Stirn. „Ich komme von meinem Neffen, Hans v. Ramhorst.“

Sie verlor die Fassung nicht, wenn sie auch zusammenfuhr, den Kopf zur Seite wandte und die Finger gegen die Lippen drückte, wie ein auf Abwegen entdecktes Schulkind.

„Robert — du — nun ja, ich sehe es dir ja an, daß — daß —“

„Nun daß —" fiel er dröhnend ein, als sie stockte.

Sie fing an zu schluchzen, hilflos, bethörend, wie in jener unseligen Stunde, da sie sein Herz mit ihren Thränen bethört hatte.

„Daß er mir zuvorgekommen ist! Ich hätte dir's ja selbst gebeichtet. — Diese Thorheit, diese lächerliche Leutnantsschwärmerei! Als ich dich sah, da — da wußte ich erst, was Liebe war. Aber ich — schämte mich, dir so ohne weiteres zu sagen, daß ich — daß ich deinen — daß ich Hans v. Ramhorst als Pensionsmädchen kennen gelernt."

Selken schloß sekundenlang die Augen — rote Ringe tanzen vor ihm — mit Fäusten hätte er in sie hineinschlagen mögen, und er hätte dann jene getroffen, die dastand und so kindlich weinte.

„Mein Neffe war am Sonntag hier in Arberg?"

Einen Schrei ausstoßend, flog Ilse auf ihn zu und umklammere ihn mit ihren Armen.

„O, das hat er dir auch gesagt — und er wußte doch, ich wollte das selbst thun, ich liebe dich ja so unendlich, nur dich! Er war aber so eifersüchtig, ich hatte Furcht! Verzeih, verzeih mir doch! Wo, wie hast du's denn erfahren? War er bei dir — schrieb er — sprich, rede doch, starre mich nicht so an!"

Ihr Mund drängte sich zu ihm empor, und sie zitterte doch.

Rauh schob Selken sie von sich, tastete in seine Brusttasche, ein Papier knitterte in seiner Hand, dann hatte er es hoch gehalten, ihr dicht vor die groß und dunkel werdenden Augen.

„Hier, dies — nicht er selbst — dies wurde zum Verräter!"

Die von ihr geschriebenen Worte auf dem Briefreste, die ihm eine Welt in Trümmer gerissen, ließen Ilse nur die Lippen verziehen.

„So etwas schreibt man, wenn man thöricht ist,“ sagte sie leichthin. „Ein wirklicher Mann schweigt über solche Albernheiten —“ Eine Blutwelle färbte ihr Gesicht, jäh aufsteigender Zorn raubte ihr die Besinnung — „der dir aber diesen Fetzen in die Hände gespielt, ist ein dummer Junge.“

„Den wir gestern begraben haben und hier“ — seine Stimme schwoll zum Donnerton — „hier steht seine Mörderin!“

Ihre Hände griffen in die leere Luft hinein, dann sank sie lautlos vor ihm zusammen.

Stumm kehrte er den Blick vor ihr ab und schritt zur Thür. Er hatte das Richtschwert geführt — kalt, unbarmherzig, denn sie war die Lüge gewesen.

Sechzehntes Kapitel.

In Erhards Gärtchen hinter dem Hause saßen Adelheid und Annette bei einander, erstere nach dem dumpfen Bureauaufenthalt mit Behagen die frische Luft atmend, letztere glühend eifrig an einer umfangreichen Häkelei arbeitend.

„Sie sind ja furchtbar fleißig, Annettchen! Wie viele Staubtücher haben Sie denn eigentlich schon?“

„Zwölf,“ gab die Kleine zurück ohne aufzublicken. „Nun noch zwölfe, dann Decken, Spitzen — ach,“ sie seufzte niedlich — „es gehört viel dazu, einen Haushalt einzurichten.“

Adelheid lachte. „Sie sind doch noch lange nicht so weit, Annette! Tante will's doch noch nicht haben.“

„Aber wir wollen es — er und ich!“ Energisch richtete sich der Blondkopf in die Höhe. „Und wenn zwei sich nur gut sind, dann kriegen sie sich schon.“

„Glauben Sie?“

„Natürlich! Gerade seit man uns auseinander zu zwingen sucht, haben wir's gelernt! Liebe läßt sich nicht zwingen, und es wird gewiß alles gut werden, wenn man's nur fest will, nur immer fest wollen!"

Adelheid hatte sich aus ihrer bequemen Stellung im Klappstuhl aufgerichtet und das Kind da vor sich angeschaut wie etwas Neues, Seltsames.

Kind? Nein, das war kein Kind mehr — ein werdendes Weib, wachgeküßt, schon wachgeküßt von dem lauen Liebeshauch, der ihr Puppendasein gestreift, wachgeküßt zu einem: „Ich will — Liebe läßt sich nicht zwingen." Und sie selber, was hatte sie für einen Aufwand an Kraft, an inneren und äußeren Erlebnissen gebraucht, um auf unseligem Irrwege endlich zu ihres Lebens einfachem: „Ich will wahr sein vor mir!" zu gelangen.

„Adelheid, kommen Sie, bitte, mal herein." Reginens Stimme rief es vom geöffneten Atelierfenster her, und aufspringend leistete Adelheid dem Rufe Folge.

Die Malerin, den Hut noch auf dem Kopfe, zwei rote Flecken auf ihren Wangen, drückte Adelheid auf einen Stuhl nieder. „Da setzen Sie sich, Liebste, ich habe Ihnen etwas zu erzählen, das ich soeben erfahren habe. Es sind Dinge in den letzten vierzehn Tagen geschehen, Dinge" — sie hielt inne und sah auf Adelheid, die wenig wißbegierig dreinschaute, und nun fiel sie mit der Thür ins Haus: „Denken Sie, Ilse Herbert soll ihre Verlobung mit Doktor v. Selken gelöst haben, und —"

Von flammender Glut übergossen war Adelheid emporgefahren. „Wenn es wahr ist, wenn sie nicht mehr verlobt sind miteinander, dann hat e r das Band zerrissen — nicht sie!"

Regine überhörte den leidenschaftlichen Einwurf. „Und die Frau v. Ramhorst, seine Schwester, hat ihren Sohn verloren!"

„Regine" — voller Entsetzen stürzte Adelheid zu ihr hin — „Regine, ihren einzigen Sohn!"

„Ja, sie munkeln, er hätte sich erschossen."

„Er—schossen!"

„Man sagt es," erwiderte die Malerin dumpf. „Vor vierzehn Tagen schon soll es geschehen sein. Das Schlimmste aber ist —"

„Noch Schlimmeres?" bebte es leise in Reginens Worte hinein.

„Ja, die bedauernswerte Mutter soll schwer krank, dem Tode nahe sein."

„Seine — Schwester!" Adelheids Hände drückten sich krampfhaft gegen die hochatmende Brust, dann stürzten ihr Thränen über die Wangen. „Ich habe sie lieb, ich will zu ihr."

Regine schüttelte den Kopf und fuhr sich heimlich mit der Hand über das Gesicht. „Ach Herzenskind, sie liegt ja im Krankenhaus und kennt niemand. Nervenfieber ist's, und niemand darf zu ihr."

„Und das ist alles wahr, Regine?"

„Ich glaube, mein Liebling, soviel Unglück wird nicht auf einmal erfunden."

„Ich —"

Die Malerin winkte der Stammelnden verständnisvoll zu: „Gehen Sie nur, Adelheid, ich mußte es Ihnen aber doch sagen." —

Droben betrat Adelheid ihr Mansardenstübchen mit dem Blick über der grünenden Bäume Wipfel. Die Vögel sangen zu ihr hinein, die ganze Frühlingsherrlichkeit breitete die Arme nach ihr aus. Ihre Wangen waren naß von Thränen, über anderer, über sein Leid.

„Könnt' ich jetzt weinen mit dir — könnt' ich dich doch weinen mit dir!"

Sie warf sich über ihr Bett und schluchzte laut. — —

„Haben Sie nichts wieder von Frau v. Ramhorsts Ergehen gehört, Regine?“

Das war Adelheids tägliche Frage.

„Nein, die Fama wußte nichts weiter, als daß Frau v. Ramhorst noch immer schwer erkrankt zwischen Tod und Leben schwebe.“

So ging der Mai dahin, und jener selige Monat kam, da auf der Terrasse von Harwitz die Rosen geblüht hatten.

Adelheid hatte ihr Leid und hatte ihr Glück vergessen. Es war niemand da, der sie an das eine oder an das andere erinnerte. Ihr Dasein war ihrer Pflichterfüllung geweiht, die sie nicht freute, weil ihr innerstes Wesen keinen Teil daran hatte. Die Sprache des Theaters war nicht ihre Sprache, sie lebte die Leidenschaft, den Schmerz des Lebens; die geschminkte Freude, das geschminkte Leid stießen sie ab. Aber die Furcht, von einem besseren Platze wieder durch Wendelburg vertrieben zu werden, ließen sie ausharren in Geduld und arbeiten und sparen, damit sich ihr Zukunftsplan, dermaleinst aus eigenen Mitteln ein kleines Geschäft, oder eine Handarbeitsschule gründen zu können, verwirklichte. Sie wußte es wohl, wenn auch Wendelburg nach der Erfolglosigkeit seiner gerichtlichen Aufforderungen an sie, als seine Gattin zu ihm zu kommen, bisher geschwiegen hatte, eines Tages würde er dennoch wieder da sein, mahnend an ihres jungen Lebens Irrtum vor ihr erscheinen, sie von neuem vertreiben und immer wieder vertreiben.

Ihm die Möglichkeit dazu nehmen, indem sie selbständig und unabhängig von anderer Meinung und Bestimmung wurde, das war jetzt die Triebfeder ihrer tapferen Regsamkeit von früh bis spät, der ihr Herz freilich weltenfern stand. Das war nicht tapfer in dieser schönheitstrunkenen Sommerszeit, da die Sehnsucht auf Rosendüften zu der Jugend schwebt. Wenn auch sein eigenes

Glück, sein eigenes Leid schlummerte unter dem eintönigen Wiegenlied der Arbeit, das des geliebten Mannes wachte doch und rief in ihr mit heißen Schlägen jenes heilige, demütige Weibesverlangen zum Leben, das geneigten Hauptes spricht: „Ich will helfen, trösten, in den Thränen, die das Unglück weint, will ich mein Ich versenken.“ —

„Haben Sie noch immer nichts Gutes von Frau v. Ramhorst gehört, Regine?“

Dieser sich stets wiederholenden Frage Adelheids, wenn sie aus dem Bureau heimkam, ward endlich eine frohe Antwort.

„Ja, Kind, mehr als das, ich habe sie sogar gesehen. Sie fuhr mit ihrem Bruder spazieren. Aber sie ist eine ganz alte Frau geworden mit weißen Haaren.“

Adelheid blickte stumm zu Boden. Sie konnte nicht sprechen, sie wäre ihrer Stimme nicht mächtig gewesen und hätte doch so gerne gefragt: „Und er — wie hat er's getragen?“

Doch sie schwieg. Wie es ihn auch getroffen haben mochte, seine Liebesenttäuschung, der Tod des Neffen, die Krankheit der Schwester — was war es schließlich im Vergleich zu dem, was jene schmerzgeweihte Mutter durchlitten haben mochte!

„Ich habe sie lieb, ich will zu ihr.“

Ganz still und fest sprach sie es bei sich und wußte dann, daß sie noch heute bei einer Unglücklichen anpochen würde.

— — — — — — — — — — — —

Erschüttert hingen Selkens Blicke an der Schwester, die müde von der ersten Ausfahrt nach monatelanger Krankheit auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer lag und die Augen geschlossen hielt, ohne zu schlafen. Er saß an ihrer Seite und streichelte leise ihre welk gewordene Hand in der seinen. So hatte er während der Zeit ihrer lang-

samen Genesung Stunden und Stunden bei ihr zugebracht, ohne daß jemals von ihr die Frage gekommen wäre: „Kannst du dich mir auch so oft widmen, erhebt deine Braut keine Ansprüche an dich?"

In vollständiger seelischer Apathie hatte sie gelegen Wochen um Wochen, als habe sie keine Zugehörigkeit mehr zur Erde, auf der ihr Sohn nicht mehr wandelte. Erst ganz allmählich war des Bruders sorgende Liebe wie ein hellerer Strahl in ihr Seelendunkel gedrungen und hatte ihren schmerzgebrochenen Geist zum irdischen Leben zurückgeleitet. Um ihr aber das fremd und leer gewordene Dasein wieder vertraut, wieder lebenswert zu machen, dazu hätte es einer anderen Liebe als der des Bruders bedurft — der eines treuen Gatten. Doch diese Liebe hatte Irmgard v. Ramhorst nicht umfangen, als sie vom Rande des Todes, aus schwerer Krankheit erstanden, in ihr Heim zurückgekehrt war. Als ihr, der elend und alt Gewordenen, der Major gegenüber getreten, hatte seine Miene sofort verraten, daß mit dem Hinscheiden des Sohnes jedes innere Band zwischen ihm und seiner ungeliebten Gattin zerrissen war.

„Bleibe bei mir," hatte sie da ängstlich ihren Bruder angefleht, und er — vor ihr nieder hätte er sich werfen mögen, als sei er schuldig vor ihr, weil er so blind gewesen war in seines Herzens Wahl, als müsse er es ihr mit wildem Jammer zurufen: „Ich bin es — ich, dem dein Sohn den Platz räumen wollte."

Er hatte geschwiegen, nur bei ihr geblieben war er in ihrer Einsamkeit.

„Ich meinte, du wolltest schlafen, Irmgard."

Er sagte es, da er sah, daß sie pötzlich weit die Augen öffnete, als sei ihr ein Gedanke gekommen, der ihr zu schaffen machte.

„Und du wärst auch dann nicht fortgegangen von mir?"

„Warum sollte ich?"

Schwer drehte sie den Kopf nach ihm und blickte unsicher in sein Gesicht. „Hast du denn so viel Zeit für mich? Ich —" sie tastete über ihre Stirn — „ich habe alles andere vergessen; du bist ja doch verlobt."

Seine Hand löste sich aus der ihren, fahl geworden lehnte er sich im Stuhle zurück.

Diese Frage! Er hatte gewußt, daß sie eines Tages kommen müsse, hatte sie längst erwartet, und nun erzitterte er dennoch, sie zu beantworten.

Wenn es wieder ertönte, das so lange unterdrückte „Warum?" der Mutter, die nicht fassen konnte, weshalb ihr Sohn die Welt verließ. Doch nein, nein! Die Wahrheit war zu grauenvoll, die würde ihr müder Geist nicht zu ahnen vermögen.

Und so gefaßt es ihm möglich war, neigte er sich ihr wieder zu: „Ich war verlobt, liebe Schwester," sagte er sanft und ruhig. „Es ist eine lange Zeit inzwischen vergangen und —"

„Und —" sie richtete sich auf, als sei sie stärker, klarer geworden.

„Und ich bin es nicht mehr, Irmgard," vollendete er, jeden Muskel seines ernsten Gesichts beherrschend.

„Robert! Bruder!"

Sie lag an seiner Brust, hielt ihr gebeugtes, weißes Haupt an seinem Herzen, und mit dem ersten Wiederkehren von Empfindungsfähigkeit und Anteilnahme stammelte sie: „Bist du zur Erkenntnis gekommen, ehe es zu spät war? O das ist gut, das ist gut!"

„Ich bin zur Erkenntnis gekommen," brach es von seinen Lippen.

Die Schwester fragte nicht weiter, was es war, das ihren Bruder erleuchtet; wie sein Bund mit Ilse sich gelöst. Das in seinen Einzelheiten wissen zu wollen, dazu war

ihr Interesse an der Welt und ihren Ereignissen noch zu gering. Schweigend hielt sie ihn umfangen, und er zuckte und bebte in ihren Armen.

Wie ihr Bund sich gelöst hatte! Noch einmal zwang sich das widerwärtige Erinnern daran in seine Sinne, und Ekel und Verachtung waren es, was ihn gleich einem Krampfe durchrüttelte.

Noch am selben Tage, als er mit seiner furchtbaren vernichtenden Anklage von Ilse gegangen war, hatte er von Professor Herbert einen Brief erhalten: obwohl er bedaure, einem ihm persönlich lieb Gewordenen einen Schmerz zufügen zu müssen, könne er nicht anders, als ihm auf dringendes Bitten seiner Tochter den Verlobungsring zurückzusenden. Da Ilse ihm heute unter heißen Thränen gestanden, daß sie nur in Uebereilung, leidenschaftlichem Werben nachgebend, ihr Jawort gesprochen, dürfe er sein unerfahrenes Kind nicht zwingen, dasselbe zu halten. Er und seine Gattin beklagten auf das Tiefste solches Ende ihrer Beziehungen zu einander, hofften aber doch auf großmütiges Verzeihen des reifen Mannes für ihr thörichtes Kind, das sein Herz noch nicht kannte.

Er hätte lachen mögen, hier über dem weißen Haupte seiner Schwester. So hatte Ilse das Band ihrer Verlobung gelöst, so elend, so verlogen. So hatte sie den Ring vom Finger gestreift, um den ein Menschenleben, tausendmal mehr wert als das ihre, dahingegangen war, so hatte ihre Erwiderung geklungen auf sein richtendes: „Mörderin, Mörderin!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie.

Novellette von Emma Merk.

Mit Illustrationen
von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

Gustav Ebert fühlte sich recht einsam, seit seine gute Mutter tot war. Sie war ja eine stille Frau gewesen, die nur wenig Freude am Leben hatte, seit sie ihren Mann und ihren älteren Sohn verloren. Wie oft hatten sie des Abends stundenlang ganz stumm bei einander gesessen, sie mit ihrem Strickstrumpf, er mit seiner Zeitung; aber es brannte doch immer die Lampe im Zimmer, wenn er heimkam, es knisterte im Winter das Feuer im Ofen, der Tisch war sauber gedeckt, und vor allem — es grüßten ihn freundliche Augen, und er wußte, daß eine treue Seele in der Nähe war, die an allem warmen Anteil nahm, was ihm tagsüber Frohes und Aergerliches geschehen sein mochte.

Nun trat er, müde von vielstündiger Bureauarbeit — er war Beamter bei den Münchener Verkehrsanstalten — in seine finstere, frostige, leere Wohnung und mußte erst eine Weile rufen, bis die Hausmeisterin, die seine Bedienung übernommen hatte, sich entschloß, ihre umfang-

reiche Gestalt heranzuschieben und mit umständlichem Geschwätz seine Aufträge entgegenzunehmen.

Im Gasthaus behagte es ihm auch nicht. Er war kein Raucher, kein besonderer Trinker; auch die Unterhaltung war nicht immer nach seinem Geschmack. Man erzählte Anekdoten, man politisierte, man stritt und erhitzte sich. Seinem friedfertigen Wesen schien das keine Erholung nach einem Arbeitstag. Er war eben für ein häusliches Leben geschaffen. Ein summender Theekessel unter der Hängelampe, ein friedliches, behagliches Zimmer mit einem altmodischen breiten Sofa vor dem Tisch, und eine freundliche junge Frau mit guten, lieben Augen und einer sanften, leisen Stimme — das war für ihn das Glück, nach dem er sich sehnte.

Ja, er fühlte, daß er ein guter Ehemann werden und mit seinem unverbrauchten Herzen einem weiblichen Wesen eine solche Fülle von Liebe schenken könne, daß sie mit der Zeit vielleicht ganz vergessen würde, wie wenig hübsch er war. Aber wie sollte er denn den ersten Schritt, die schwierige erste Annäherung wagen mit dem Gesicht, das ihm die Natur verliehen hatte. Solch ein nüchternes fahles Gesicht mit einer unschönen Nase und umgeben von Haaren, die sich so glatt anlegten und so dünn aussahen, obwohl er noch keine Glatze hatte, wie so viele seiner Altersgenossen!

Und wo lernte man denn junge Mädchen kennen? In einem Ballsaal! Da mußte er eine armselige Rolle spielen mit seiner unscheinbaren hageren Gestalt. Und solch halbflügges Ding, das man zum Tanzen führt, paßte doch auch nicht zu einem Mann von siebenunddreißig Jahren. Verwandte hatte er nicht, und in den Familien wurde man bei den wenig gastfreundlichen Sitten der Stadt nicht leicht eingeführt.

Aber wenn er an den langen Abenden so allein saß,

dann dachte er zuweilen, es müsse doch wohl da oder dort ein braves Mädchen wohnen, das ebenso einsam sei wie er, das sich nach Anschluß sehne und froh sein werde, wenn ein anderer ihr die Sorge um die Existenz abnähme.

Und in einer trübseligen Dezembernacht um die Weihnachtszeit, als der Sturm so laut um die Fenster heulte, daß er nicht schlafen konnte, da trieb diese Erwägung ihn zu einem kühnen Entschluß. Er wollte einmal das Schicksal herausfordern; er wollte einmal einen Ruf ergehen lassen an jene Unbekannten, unter denen sich vielleicht für ihn die rechte finden könnte. Er setzte folgende Anzeige auf: „Ein Herr in den Dreißigern, Beamter, der wenig Verkehr mit Damen hat, möchte durch einen Briefwechsel die Bekanntschaft eines jungen Mädchens machen. Er könnte seiner Lebensgefährtin zwar kein glänzendes, aber ein sorgloses Dasein bieten. Photographie erwünscht. Strengste Verschwiegenheit selbstverständlich."

Er hatte lange überlegt, ob er „ein junges Mädchen" schreiben sollte. Aber er fürchtete, daß ohne diesen ausdrücklich betonten Wunsch am Ende ganz alte Jungfern und Witwen ihr liebebedürftiges Herz vor ihm ausschütten würden, und davor graute ihm ein wenig. An eine Tageszeitung wollte er seinen Aufruf nicht geben. Zwischen Dienst- und Vermietungsanzeigen, Lokalnachrichten und Reklamen schien ihm seine Frage an das Schicksal entwürdigt. Er ließ die Anzeige in eine vielgelesene Familienzeitschrift einrücken, deren Romane und Novellen zumeist auf ein Damenpublikum berechnet waren. Hier wehte viel eher die Stimmung, die er brauchte, über seine Worte hin. Aber er mußte da allerdings eine geraume Weile auf Antwort warten.

Schließlich waren doch sechs Briefe eingelaufen, die er unerbrochen verwahrte, um sie an einem stillen Sonntag-

nachmittag in der richtigen Muße zu studieren. Ganz feierlich setzte er sich an das Fenster, nachdem er die Thür fest versperrt hatte, und öffnete in einer gewissen Aufregung die Umschläge. Der erste Brief gefiel ihm gar nicht. Nein, das war nichts für ihn. Ins Feuer damit. Der zweite roch nach Moschus — ihm widerwärtig. Einem dritten merkte man den Briefsteller an. Ein vierter war zu nüchtern. Die Betreffende ging schnurgerade auf ihr Ziel los und erkundigte sich nach den Verhältnissen, nach der jährlichen Einnahme, nach seiner Gesundheit und so weiter. Ein fünfter klang fast so, als hätte ihn ein Herr geschrieben, um sich einen Ulk zu machen. Den vertrauenerweckendsten mit der klarsten Handschrift hatte er sich bis zuletzt aufgehoben. Er lautete:

„Ich habe lange überlegt, ob ich wirklich dem Einfall nachgeben soll, der mich heute anwandelte, an Ihre Chiffre zu schreiben. Ihre Anzeige hat mich sympathisch berührt, trotzdem kann ich mich ja einer großen Enttäuschung aussetzen. Immerhin, ich wage es — ehrlich gestanden, aus Langerweile. Seitdem meine Eltern tot sind, lebe ich bei einer Tante in einer kleinen Stadt. Sie liebt ihren Mops mehr als mich. In ihr Haus kommen nur alte Damen, die über das Kochen reden und über ihre Dienstmädchen klagen; sonst sehe ich keinen Menschen. Ich habe Angst, in dieser Umgebung ganz zu verdummen. Wir haben früher ja auch nicht gesellig gelebt, aber meine Mutter interessierte sich für Litteratur und Musik, und mein Vater war ein kluger Mann, der sich gerne über ernste Fragen mit uns unterhielt, so daß ich das Gefühl hatte, ich lebte auch mit in dem mächtigen Strome der Zeit. Nun bin ich gänzlich herausgeworfen. Ich wäre so dankbar für einen anregenden Verkehr. Wenn Sie daher Lust hätten, mit einem einsamen Menschenkind über allerlei Interessantes zu plaudern, wenn Sie damit zufrieden

sind, daß ich alle die Gedanken, die Fragen und Betrachtungen an Sie hinrede, die ich hier in mich verschließen muß, so schreiben Sie mir. Einen konventionellen Liebesbrief freilich werde ich an einen Unbekannten nicht zu stande bringen."

Das gefiel ihm, das war natürlich, aufrichtig. Er antwortete sogleich und bekam auch kurz darauf engbeschriebene vier Seiten, die er mit lebhaftem Interesse wieder und immer wieder las. Gute Laune und kluger Sinn ohne blaustrümpfelnde Geschraubtheit sprach aus dem anmutigen Geplauder, dem man wohl anmerkte, daß die Schreiberin sich aus ihren engen vier Wänden, aus ihrer Kleinstadtgefangenschaft heraussehnte und froh war, ein paar Stunden lang in eifriger Unterhaltung ihr ödes Dasein bei der Tante mit dem Mops zu vergessen.

Es ward ihm bald zur besten Freude seines stillen Lebens, die frischen zierlichen Züge der Mädchenhand zu erblicken, und wenn er sich einen neuen Brief auf der Post geholt hatte, brachte er den ganzen Tag in einer Feststimmung zu. Um den Genuß recht oft zu haben, schrieb er immer fleißiger, so daß allmählich in jeder Woche ein Gruß hin und her flog.

Einmal fühlte er schon von außen, daß in dem Umschlag die erbetene Photographie enthalten sein mußte. Das war ein aufregender Moment für ihn. Wenn nun ein recht häßliches, reizloses Gesicht vor ihm auftauchte! Er wäre doch sehr enttäuscht gewesen. Nach einigem Zögern schnitt er den Umschlag auf. Dann stieß er einen Schrei aus: halb Freude, halb Bestürzung. Das hatte er nicht erwarten können: ein hübscher, junger, allzu junger Mädchenkopf! So lachende braune Augen, ein so süßer, weicher Mund. Die war ja kaum zwanzig!

Er warf einen traurigen Blick in den Spiegel. Wie sollte er bestehen vor diesem blühenden Gesicht?

Es ward ihm ganz schwer, ganz melancholisch zu Mute. Unverwandt mußte er die holden Züge betrachten;



er konnte das Bild gar nicht weglegen, so lieb schien es ihm. Aber er sagte sich doch mit einem tiefen Aufseufzen,

daß nun alles zu Ende sei, und er auf diese anregende Freude, die ihm der Briefwechsel geworden, verzichten lernen müsse.

Sie schrieb ihm ja, daß sie nun wohl auch um seine Photographie bitten dürfe; und wenn sie diese sah, dann warf sie wohl seine Briefe ins Feuer und schrieb nicht mehr.

Es hatten sich doch schon ein paar zarte, leise Liebesfäden hin und her gesponnen; die mußten zerreißen, jählings, grausam, denn sie war so jung; sie konnte fordern, daß der Mann, dem sie Beachtung schenkte, ihren Augen wohlgefiel. Er aber! Lachen würde sie, lachen!

Er konnte vor Traurigkeit nicht schlafen. Und in der Nacht geriet er auf einen verzweifelten Ausweg. Er besaß noch eine Photographie seines verstorbenen Bruders. Paul hatte mit ihm eine unverkennbare Familienähnlichkeit, und doch war er ein hübscher Mensch gewesen, der mit seinen frischen Augen und seinem lebhaften Ausdruck alle Herzen gewonnen. Wenn er das Bild des damals dreißigjährigen Paul, der von der Natur so viel besser bedacht gewesen war, als er, statt des seinen einschickte! Er war sich ja klar darüber, daß eines Tages die Wahrheit an den Tag kommen, und die erste Begegnung seine Täuschung verraten, ihm vielleicht eine recht bittere Stunde eintragen mußte, aber das lag doch noch in weiter Ferne. Er bekam vor dem Sommer keinen Urlaub, und seine hübsche Unbekannte — er wußte nur den Namen Marie, den sie ihm angegeben — wohnte in einem kleinen Städtchen in der Pfalz und war also durch viele, viele Meilen von ihm getrennt. Sie würden wohl nicht so bald zusammenkommen.

Jedenfalls aber ging der Briefwechsel weiter, wenn sein Bild Gnade vor ihren Augen fand. Und wer weiß: vielleicht lernte sie ihn durch den brieflichen Verkehr so

schätzen und lieben, daß sie ihm verzieh, wenn er als eine weniger gelungene Ausgabe des Ebertschen Familientypus vor ihr erschien.

Recht wohl war ihm dabei ja nicht zu Mute, aber er führte den Plan dennoch aus.

Es war förmlich, als sollte ihn sofort eine Strafe für seine Falschheit ereilen, denn als er, etwas aufgeregt und zerstreut, aus dem Postgebäude trat, in dem er seinen Brief mit der Photographie hatte einschreiben lassen, achtete er nicht auf eine glattgefrorene Stelle neben dem Trottoir, auf der Schulkinder sich eine Schleife angelegt hatten. Er glitt aus und fiel so unglücklich, daß er sich den Fuß brach.

Den Schrecken, die Schmerzen — alles hätte er lieber ertragen als die Zimmerhaft, zu der er nun mehrere Wochen lang verurteilt war. Nun fühlte er erst den ganzen Jammer seines Junggesellenlebens. Wenn er auch einen Wärter nahm, der ihn pflegen mußte, wenn er sich auch Arbeit aus dem Bureau kommen ließ: er war doch nur schlecht versorgt und langweilte sich schrecklich ohne seine gewohnte Tageseinteilung.

Als nun der Samstag herankam, fiel es ihm besonders schwer aufs Herz, daß er seinen Brief nicht selbst abholen konnte. Aber verzichten wollte er um keinen Preis. So gab er denn dem Wärter, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, den Auftrag und teilte ihm die Buchstaben und Nummer der Adresse mit.

Das sollte nicht wieder vorkommen. Er hatte nun so viel Vertrauen zu seiner hübschen Unbekannten gewonnen, daß er nicht länger zögerte, ihr seinen Namen zu schreiben und sich ihren nächsten Brief in seine Wohnung zu erbitten.

Aber der Wärter mußte geschwatzt haben, oder die Hausmeisterin hatte schon früher in seinen Sachen herum-

spioniert, jedenfalls setzte sie sich nun öfters breitspurig vor sein Lager und gab ihm mütterliche Ratschläge; er solle sich doch verheiraten, sie wisse eine treffliche Partie für ihn, und es wäre ihr leid, wenn ein so guter Herr in schlechte Hände geraten würde, besonders da ein so braves, hübsches Mädchen ihn heimlich in ihr Herz geschlossen habe. Sie sollte das ja freilich nicht verraten, aber sie meine ja nur das Beste für ihn und für Fräulein Ida, und auf seine Verschwiegenheit dürfe sie gewiß rechnen.

Er war doch ein wenig neugierig, welches hübsche Mädchen ihn in ihr Herz geschlossen haben könnte, so daß er sich die Frage entschlüpfen ließ, wer denn diese Ida sei, die er ja gar nicht kenne."

Da schlug die dicke Frau die Hände zusammen und lachte, als habe er einen Spaß gemacht.

„Aber ich bitt' Sie, Herr Inspektor, Sie wohnen doch seit einem halben Jahr in einem Hause, im selben Stockwerk bei einander! Da nebenan Frau Obermeier und ihre Tochter! Und Sie haben sie doch immer so freundlich gegrüßt!"

„So so; sie heißt Ida!"

„Ja, und ich sag Ihnen: eine Seel' von einem Mädchen. Was die für ein gutes Herz hat! Und wie sie geweint hat, als man den Herrn Inspektor aus der Droschke heraufgetragen hat! Totenblaß ist sie gewesen, bis der Doktor wieder fort war."

Dieses warme Interesse, das ihm so gänzlich unerwartet von einem weiblichen Wesen entgegengebracht wurde, hatte für den gutmütigen, einsamen Mann natürlich etwas Rührendes. Er konnte deshalb die kleinen Aufmerksamkeiten, die ihm nun von seinen Nachbarn Obermeier erwiesen wurden, nicht schroff ablehnen, obwohl er nur ungern Gefälligkeiten annahm.

Man schickte ihm eine kräftige Fleischbrühe herüber, denn im Gasthaus sei das ja doch nicht zu bekommen, oder Fräulein Ida hatte Krapfen gebacken, die er vielleicht zum Kaffee kosten würde, Frau Obermeier ließ fragen, ob sie nichts besorgen könne, sie ginge eben in die Stadt; oder: der Herr Inspektor habe gewiß einmal Zeit, sich die „Fliegenden Blätter“ anzusehen, von denen sie ein paar Bände besitze.

Nachdem er so eine Woche lang mit kleinen Liebenswürdigkeiten bombardiert worden war, rückte eines Tages Frau Obermeier selber an mit sehr viel höflichen Knixen und sehr süßen Redensarten, wie besorgt sie um ihren freundlichen Nachbar gewesen, wie es sie freue, daß es ihm wieder besser gehe.

Da er seine Ungeduld über das Stilliegen nicht verhehlte, machte sie ihm mit einer vor Wohlwollen schmelzenden Stimme den Vorschlag, ihre Ida wolle ihm einmal ein Stündchen vorlesen, das wäre doch eine Abwechslung.

Dieses Anerbieten machte Gustav etwas verlegen, die gute Dame beeilte sich aber rasch hinzuzufügen: „Ich komme natürlich mit herüber und setze mich ganz still in ein Winkelchen, denn allein brächten meine Ida keine zehn Pferde zu einem jungen Herrn.“

Gustav war verstimmt und niedergeschlagen. Der sehnlichst erwartete Brief von Marie war in dieser Woche ausgeblieben. Zum erstenmal gerade jetzt, da er ihr seinen Namen genannt hatte. Er sah darin mehr als einen bloßen Zufall. Vielleicht hatte sie eiligst Erkundigungen über ihn eingezogen, sie konnte ja Bekannte in München haben. Ueber seinen Ruf war freilich nichts Schlimmes zu melden, sie konnte doch erfahren haben, daß er ein häßlicher Mensch sei, daß er schon siebenunddreißig Jahre zähle und durchaus nicht zu ihr passe.

In seiner üblen Laune ließ er sich der Zerstreuung

[redacted]

halber den angekündigten Besuch gefallen. Er hatte eigentlich Fräulein Ida nie genau angesehen und war nun einiger-



maßen gespannt auf ihren Anblick. Ein Mädchen, das ihn heimlich lieben sollte, das war jedenfalls etwas so Neues

für ihn, daß er die widerliche Zudringlichkeit der Mutter dafür in den Kauf nehmen konnte.

Er ward wieder etwas verlegen, als dann am Nachmittag Frau Obermeier hereintrat, gefolgt von ihrer Tochter, die so hübsch angezogen und frisiert war, als käme sie in eine große Gesellschaft. Die Mutter wiederholte ihre Versicherungen, wie ihre Tochter sich freute, dem Herrn Inspektor vorlesen zu dürfen. Das Mädchen selbst hielt die Augen meistens gesenkt und war sehr still und scheu. Aber diese Schüchternheit, die er recht gut verstand, und die so angenehm von dem zudringlichen Wesen der Mutter abstach, gefiel Gustav ganz wohl. Er kam dem stummen Fräulein, das in dem hellgrauen Kleide mit dem feingelockten Blondhaar wirklich einen hübschen Eindruck machte, freundlich entgegen und schaute sie forschend und prüfend an, während sie ihm mit einer Schulmädchenbetonung aus Gottfried Keller vorlas.

Den Spüraugen der Mutter, die mit ihrer Häkelei daneben saß, entging kein Blick.

Als Gustav dann Ida mit einigen lobenden Worten für ihre Bemühungen dankte, rief Frau Obermeier eifrig: „Ja, sie hat immer die besten Zeugnisse aus der Schul' heimgebracht! Schon in der Schul' hab' ich meine Freud' an dem Kind g'habt! Es giebt halt kein größeres Glück als eine wohlgeratene Tochter. Sparsam und häuslich ist sie, das muß ich wirklich sagen, wenn sie gleich mein Kind ist!"

Mit dem demütigsten Geschmeichel wand sie sich dann endlich zur Thür hinaus und versprach baldige Wiederkehr.

Nach einer Weile, während Gustav noch über das rätselhaft verschlossene Gesicht der vielgepriesenen Ida nachsann, kam sein Wärter herein und grinste vor sich hin.

„Sie sind ja ungewöhnlich lustig, Schmid!" sagte Gustav.

Der Mann lachte nun hellauf: „Ich bin gerad' in der Kohlenkammer gewesen,' und da hört man ganz deutlich, was die Leut' da nebenan in ihrer Wohnung reden. Und da hat die Frau Obermeier ganz andere Saiten mit ihrer Tochter aufgezogen als wie vorher, wo ich sie herein-g'führt hab. „Du dumm's Ding, du Gans!“ hat sie g'schrieen, und ich mein' immer, die Fräulein Ida hat eine Ohrfeig' kriegt. „Meinst, ich hab' dir umsonst das schöne Kleid 'kauft? Das nutzt was, wenn du dich nachher so fad benimmst und ein G'sicht machst, als könnt'st nit fünf zählen!“ — So hat's jetzt geheißen!“

Dieser Einblick in die nachbarliche Familienscene bestätigte Gustav nur einen Verdacht, der ihm schon leise aufgedämmert war, und als das nächstemal Ida ihre schüchterne Zurückhaltung abgestreift hatte und ihn mit einer Koketterie anschaute, die recht erzwungen und gekünstelt schien, da nannte er sich heimlich einen alten Narren. Wie hatte er nur einen Moment an diese heimliche Neigung glauben können? Frau Obermeier wollte für ihre Tochter eine Versorgung, die Hausmeisterin war eine Mitverschworene, und das Mädchen mußte sich Mühe geben, ihm zu gefallen.

Er hatte eine unangenehme Empfindung, als drohe ihm eine Gefahr, als würden Fallstricke um ihn hergespannt, in die er sich bei dem ersten unvorsichtigen Schritt verwickeln könnte. Er war wütend über sich selber, daß er sich in diesen Verkehr eingelassen, so viel Gefälligkeiten angenommen hatte. Wie wurde er nun diese Leute wieder los? Er konnte nicht grob werden. Diese Waffe hatte ihm die Natur versagt, und seine sanfte Ablehnung schien nicht bemerkt zu werden. Fortlaufen war auch nicht möglich, da er noch immer Stubenarrest hatte. Wie unter dem Belagerungszustand erschien er sich, mit dem Feind dicht vor der Thür.

Endlich zeigte ihm sein Arzt eine Rettung aus seiner peinlichen Lage und machte diesen immer drückender werdenden Vorlesungen ein Ende, indem er erklärte, sein Patient müsse unbedingt nach Wildbad, wenn nicht Lahmheit zurückbleiben sollte. Es war Gustav ja sehr unangenehm, daß er um einen weiteren Urlaub nachsuchen mußte, aber auf diese Weise entwischte er doch der Obermeierschen Umgarnung.

Vor der Abreise erlebte er auch noch eine große Freude: er bekam wieder einen Brief von Marie. Auch sie war krank gewesen, hatte nicht ausgehen können, und um keinen Preis die Adresse mit seinem Namen einem dienstbaren Geist anvertrauen und ihrer neugierigen Tante verraten wollen. Es war ohnedies in dem Nest schon herumgeklascht worden, daß sie sich allwöchentlich postlagernde Briefe hole; der Schalterbeamte, der sie jedesmal so spöttisch anlächelte, sei ihr schon so zuwider geworden, daß sie Herrn Ebert bitte, ihr das nächste Mal nach Landau und das übernächste Mal nach Karlsruhe zu schreiben, da sie ein paar Verwandtenbesuche vorhabe und um jeden Preis den Fragen und Anspielungen ihrer Tante ausweichen wolle, der eine alte Freundin jedenfalls auch schon über die heimliche Korrespondenz berichtet habe.

Der Brief war herzlicher, zutraulicher als jeder frühere. Ach, wie Gustav nun bereute, daß er den kleinen Betrug mit dem Bilde gemacht hatte! Sie ging nach Karlsruhe, und er mußte nach Wildbad! War das nicht ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen? Das Schicksal selber schob sie zu einander bis auf ein paar Stunden Entfernung, und sie brauchten nur den Mut zu haben, diesen letzten Rest der Trennung mit dem ersten besten Schnellzug zu überwinden. Ja, er war eigentlich geradezu gezwungen, dem Fräulein eine Begegnung vorzuschlagen, wenn er ihr seine nächste Adresse meldete, und sie daraus erfuhr, wie

nahe er ihr plötzlich war. Ach, er hätte sie ja auch so gerne gesehen! Wenn er nur sich selber hätte unsichtbar machen, wenn er nur in irgend einer Vermummung vor ihr hätte erscheinen können!

Als dann der Abschied von den beiden Nachbarsdamen, die ihm etwas süßsauer Lebewohl sagten, glücklich überstanden war, kam ein rechter Wagemut über ihn. Die Sache mußte zu einem Abschluß kommen — so oder so. Er wollte nicht mehr in die alte Wohnung zurück. Nun sollte es sich entscheiden, ob er ein neues Heim suchte mit einer Frau, oder wieder eine Junggesellenwohnung in einer anderen Stadtgegend.

Er frug also bei Fräulein Marie an, ob es ihr wünschenswert sei, wenn er nach Karlsruhe käme, oder ob sie ihm ein paar Stationen entgegenfahren wolle, um ihn zu treffen.

Sie schien bestürzt über diese Entscheidung, die so plötzlich an sie heranrückte, und schrieb ihm ganz offen, der Briefwechsel sei ihr so lieb geworden, daß sie jeder Veränderung mit Bangen entgegensehe. Aber er würde ihr gewiß mit Recht zürnen, wenn sie sich nun gegen eine Begegnung sperre, nachdem sie sich einmal so weit eingelassen. Nun wolle sie um jeden Preis das Gerede vermeiden, das unvermeidlich wäre, wenn sie sich in Karlsruhe, wo sie mitten unter Verwandten säße, ein Stelldichein gäben. Sie wolle lieber auf der Heimreise den kleinen Umweg über Pforzheim machen, wo er sie an einem noch näher zu bestimmenden Tag an der Bahn erwarten möchte.

Der Aufschub war Gustav nur angenehm. Mittlerweile würde er doch so weit hergestellt sein, daß er ihr nicht auch noch entgegenhinken mußte; das fehlte gerade noch. Wenn nur das Bad Wunder wirken, und er wie aus einem Verjüngungs- und Verschönerungsquell aus den Fluten emporsteigen könnte.

— — — — — — — — — — — —

Je näher der ereignisvolle Tag der Zusammenkunft heranrückte, desto ängstlicher wurde es ihm zu Mute. Er konnte ja nun wieder ohne Stock gehen, hatte auch ein frischeres Aussehen, als nach seiner Zimmerhaft, aber ein reizender Freier für ein zwanzigjähriges Mädchen wurde trotz des eleganten Anzuges, zu dem er sich aufgeschwungen, und trotz der schönen Krawatte und der feinen Handschuhe nicht aus ihm.

Sie hatte ihm geschrieben, daß sie am ersten Mai mit dem Mittagszug nach Pforzheim kommen wolle. Was für ein hübscher Tag für ein Stelldichein war der erste Mai! Er hatte die ganze Nacht kaum geschlafen vor Aufregung. Als er sich aber am Vormittag zum Bahnhof begeben wollte, kam ein Telegramm: sie könne erst später abreisen und würde deshalb leider ziemlich spät in Pforzheim eintreffen zu einer ganz flüchtigen Begegnung. Weiteres könnten sie ja verabreden, wenn sie sich in dieser Viertelstunde gegenseitig nicht mißfielen.

Sie baute schon vor, sie hielt sich einen Ausweg offen! Er war recht kleinlaut während der kurzen Reise, während des langen, aufreibenden Wartens am Bahnhofe. Aber einen Vorzug hatte diese späte Stunde, die sie gewählt: es ward dunkler und dunkler, es ward wirklich fast Nacht, bis der Zug, der eine Verspätung hatte, einfuhr. Da konnte sie ihn jedenfalls nicht so genau sehen.

Nun endlich! Nun brauste der Zug heran! Mit Herzklopfen trat er auf den Bahnsteig und spähte im Halbdunkel herum. Er trug zum Erkennungszeichen eine Maiblume im Knopfloch.

Es stiegen nicht viele Menschen aus, er hatte keine besondere Schwierigkeit, die Richtige herauszufinden. Eine schlanke feine Erscheinung, nicht besonders groß, aber von schlichter Anmut mit zierlichem Gang, ohne alle Hast



„Guten Abend, Herr Inspektor," sagte sie. (S. 80)

und Aufregung in den Bewegungen, sichtlich eine wohlerzogene junge Dame in ihrer ruhigen Selbstbeherrschung — das war sie also! Sie trug einen langen grauen Reisemantel und einen Matrosenhut mit einem weißen Schleier, der ihr Gesicht verhüllte.

„Guten Abend, Herr Inspektor," sagte sie, als er den Hut vor ihr zog, und gab ihm die Hand.

Wie diese liebe, weiche Stimme ihm zu Herzen ging! In diese Stimme allein könnte er sich verlieben, das fühlte er gleich bei den ersten Worten.

Sie wolle hier in Pforzheim bei Bekannten über Nacht bleiben, erklärte sie mit freundlicher Bestimmtheit, und sie bitte ihn dringend, mit dem nächsten Zug, der in einer halben Stunde abgehe, nach Wildbad zurückzufahren. Ihretwegen solle seine Kur nicht unterbrochen werden, und wenn es ihr möglich wäre, würde sie in den nächsten Tagen in den Badeort kommen, den sie sich schon lange gerne angesehen hätte. Ihr Vater, der als bayerischer Major den siebziger Feldzug mitgemacht und bei Orleans verwundet worden, sei so oft dort gewesen, und sie würde mit wehmütiger Freude die Plätze sehen, von denen er häufig erzählt habe.

Gustav war so befangen, daß er gar nicht widersprach, obwohl er nicht die geringste Lust hatte, in einer halben Stunde schon wieder abzureisen, und viel lieber den ganzen Abend ihrer sanften Stimme gelauscht hätte. Sie gingen in der Bahnhofstraße, die nur spärlich erleuchtet war, auf und ab. Er fühlte mit Schrecken und Angst, daß sie manchmal unter ihrem Schleier die Augen forschend zu ihm aufschlug, und hätte dann immer in den Erdboden versinken mögen in seiner Bescheidenheit und niederschlagenden Selbsterkenntnis. Sie mußte es ja merken, daß er sie mit der Photographie betrogen hatte. Er fürchtete beständig, sie würde plötzlich stehen bleiben und ausrufen:

„Aber Sie sind ja ein ganz anderer! Welcher ist denn nun der Herr Inspektor Ebert? Sie — oder der hübsche Mann auf der Photographie?“

Diese beklemmende Besorgnis machte ihn natürlich erst recht scheu und unbeholfen, und wenn er ihr auch wiederholt versicherte, daß ihre Briefe ihm die höchste Freude seines Lebens geworden seien, so sagte er sich doch, als er dann wieder im Zuge saß, mit tiefer Trauer, daß er die kurze Frist herzlich schlecht ausgenützt habe, und daß er ihr sicherlich einen recht langweiligen Eindruck hinterlassen haben müsse.

Sie hatte zwar gesagt: „Auf Wiedersehen!“ aber er glaubte nicht daran.

Zwei Tage vergingen denn auch, und umsonst sah er sich auf der Promenade, auf allen schöngepflegten Wegen, halb in Erwartung, halb in Angst nach ihr um, denn hier herrschte kein verhüllendes Halbdunkel.

Sie kam nicht, sie gab auch keine Nachricht.

An einem herrlichen Morgen ging er zu früher Stunde in recht trauriger Stimmung in den einsamen Anlagen spazieren. Wie alles blühte und duftete! Wie die Vögel jubelten! Vor ihm wandelte ein verliebtes Pärchen. So glückliche junge Menschenkinder! Er mußte unwillkürlich tief aufseufzen.

Da erhob sich von einer Bank eine schlanke Dame in einem grauen Reisekleid mit einem enganschließenden Jäckchen. Der Matrosenhut mit dem weißen Schleier kam ihm so bekannt vor, und auch der Gang, die Bewegungen. Er wurde blaß, der Atem versagte ihm. Wahrhaftig, sie war's!

Nun stand er vor ihr im klaren Morgenlicht. Nun war's vorbei mit jeder Täuschung. Diese Maiensonne kannte kein Erbarmen.

Es fiel ihm auf, daß sie zurückhaltender, verlegener

war als das erste Mal. Sie sah ihn nicht an, als sie ihm die Hand gab. Und als sie dann nebeneinander auf der Bank Platz nahmen, schaute sie immer auf den Kiesboden und zeichnete mit ihrem Schirm geheimnisvolle Schnörkel in den Sand.

„Ich habe schon gefürchtet, Sie würden gar nicht kommen, Fräulein Marie,“ sagte er, da das Schweigen der ersten Minuten doch zu drückend wurde.

„Ich habe es mir auch hin und her überlegt, ob ich es thun sollte,“ gab sie zu. „Und fast wäre ich heute wieder in meine Heimat zurückgefahren zu meiner Tante mit ihrem „Goldherzerl“ — so heißt nämlich der Beherrscher des Hauses, der dicke Mops.“

„Die erste Begegnung hatte Ihnen also recht wenig Freude gemacht?“ frug er traurig.

„Nein, das war es nicht. Sonst — sonst hätte ich mich ja gar nicht zu besinnen brauchen, sonst wäre ich ja rasch im klaren gewesen. Wenn ich es genau betrachte, so hat mich nur eine gewisse Feigheit fast davon abgehalten, Sie wiederzusehen.“

„Feigheit? Wieso? Wie meinen Sie das? Sie wollen es mir wohl nicht mündlich sagen, daß mein Anblick Sie enttäuschte, daß Sie einen viel hübscheren, viel jüngeren Mann erwartet haben?“

„Viel hübscher, viel jünger? Nein! Dann wäre ich ganz gewiß nicht nach Wildbad gekommen. Wenn ich Ihnen nur ein bißchen Selbstbewußtsein angemerkt hätte, nur ein bißchen Männerhochmut und Eitelkeit, so wie es mir nach Ihrer Photographie fast schien —“

„O, Fräulein Marie, diese Photographie —“ rief er und stockte vor dem schweren Bekenntnis.

„Ja, ich weiß,“ unterbrach sie ihn, „die Photographen glätten und verschönern so lange an einem Gesicht, bis es eigentlich ganz fremd und ausdruckslos wird. Aber ich

will es Ihnen nur gestehen, bei der kurzen Begegnung kamen Sie mir gleich so freundlich und gutmütig vor, daß ich mir sagte, Ihnen würde es ernstlich leid thun, wenn ich wegbliebe."

„Ein schwerer, schwerer Schmerz wäre es mir gewesen."

„Wirklich?" sagte sie mit liebem Klang und einem Lächeln. „Dann ist es doch gut, daß ich meiner Feigheit nicht nachgab, sondern es vorzog, mich lieber selber einer Beschämung auszusetzen, als Ihnen wehe zu thun. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich gar nicht das Recht gehabt hätte, auf diese Anzeige zu antworten."

Sie hatte den kleinen Zeitungsausschnitt mit seinem Aufruf hervorgezogen, und während er sie ganz bestürzt anstarrte, deutete sie mit ihrem schlanken Zeigefinger, von dem sie den Handschuh abgenommen, auf die Worte: ein j u n g e s Mädchen. — „Sehen Sie, das bin ich nicht mehr."

„Sie, Fräulein Marie? Sie wären nicht jung? Aber ich bitte Sie, Sie sehen ja aus wie kaum zwanzig."

„Sie meinen auf dem Bild, das ich Ihnen schickte. Ja, damals war ich auch erst neunzehn. Aber es ist — vor zehn Jahren gemacht. Schier dreißig Jahre bin ich alt, Herr Inspektor! Ich hatte zwar freilich keine neuere Photographie, das muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, aber ich habe doch auch vermieden, ein richtiges, zutreffendes Bild zu senden. Dafür muß ich nun die Strafe hinnehmen, wenn Sie sich recht enttäuscht von mir abwenden."

„Aber Fräulein Marie! Glauben Sie das nicht! Ich finde Sie so lieb und reizend —"

„O, der weiße Schleier täuscht! Die letzte Falschheit soll deshalb schwinden. — Sehen Sie, so sieht das junge Mädchen aus!" *)

---

*) Siehe das Titelbild.

Es war immer noch ein recht anmutiges Gesicht mit frischen Farben und hübschen Zähnen und lebhaftem Ausdruck. Aber die Augen blickten allerdings nicht mehr mit neunzehnjährigem Uebermut in die Welt, und um den Mund lag schon ein ernsterer Zug, der verriet, daß sie in diesen zehn Jahren manches Traurige erlebt hatte.

Eine warme Röte war ihr in die Wangen gestiegen, als sie den Schleier losgenestelt und ihm den Kopf zu gewendet hatte, und sie zog leise die Brauen zusammen, als erwarte sie mit nervöser Unruhe einen unvermeidlichen bitteren Augenblick.

Aber auf das, was nun kam, war sie jedenfalls nicht gefaßt. Ein solcher Freudensturm! Er hatte ihre Hand genommen und zerdrückte sie fast und wiederholte immer aufs neue mit strahlender Miene: „Nein, Sie brauchen keinen Schleier, Fräulein Marie! So hübsch sind Sie, viel zu hübsch für mich! Ach, ich bin ja so froh, so überglücklich, daß Sie nicht mehr neunzehn Jahre alt sind!“

Sie mußte lächeln, obwohl sein warmes Wohlgefallen an ihr, seine freudige Begeisterung sie ungemein rührten. „Sie sind ja wirklich eine Ausnahme unter den Herren,“ sagte sie mit einem vergnügten Gesicht. „Die meisten denken doch, je jünger, desto besser.“

„Ach nein, Fräulein Marie! Ich war ja ganz erschrocken über die Photographie, so erschrocken, daß ich mein eigenes Bild gar nicht zu schicken wagte, sondern Ihnen eines von meinem verstorbenen Bruder in den Brief legte, der viel hübscher war wie ich. Denn ich fürchtete, wenn Sie mich in meiner ganzen Häßlichkeit sähen, dann würden Sie nichts mehr von mir wissen wollen.“

Sie hob langsam den Blick zu ihm empor und sah ihn mit freundlicher Prüfung an. „Häßlich, nein! Das müssen Sie nicht sagen. Sie haben so gute Augen.“

Wenn er ein Königreich geschenkt bekommen hätte, es hätte ihn nicht so freuen können, wie diese sanften, lieben Worte. Niemand hatte noch seine Augen gelobt. Nicht einmal seine Mutter, für die auch der hübsche Paul schon als kleiner Bub der Liebling gewesen war.

„Ist es nicht drollig,“ fuhr sie heiter fort, „daß wir beide einander mit den Bildern angeschwindelt haben, und daß uns beiden das schlichte Original besser gefällt? Ich kann nur wiederholen: der Herr auf der Photographie sah ein klein wenig eitel und überhebend aus, als wäre er von Damen verwöhnt worden. Und das stimmte nicht recht zu Ihren Briefen. Ihr Ausdruck ist mir viel lieber, viel vertrauenerweckender.“

„Mich hat auch nie jemand verwöhnt, Fräulein Marie, das dürfen Sie glauben,“ sagte er mit heiterer Ehrlichkeit. „Ich habe ein stilles, freudloses Arbeitsleben hinter mir.“

„Aber es ist doch ein Arbeitsleben! Sie haben doch einen Beruf!“ rief sie lebhaft. „Ich glaube, ein Mann kann sich ein Mädchendasein wie das meine, in der Kleinstadt, in einer kleinlichen Umgebung, kaum vorstellen. Wie überflüssig man sich da vorkommt! Wie leer sich die Jahre abspinnen! Und doch müssen Sie sich das vergegenwärtigen, damit Sie verstehen, wie ich überhaupt dazu kommen konnte, auf eine Anzeige hin an einen wildfremden Mann zu schreiben.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie das thaten,“ sagte er warm. „Und scheint es Ihnen nicht auch, daß auf diesem „nicht ungewöhnlichen Wege“, wie es oft in der Zeitung heißt, etwas Ungewöhnliches sich ereignet hat? Daß sich zwei Menschen zusammenfanden, die ein recht ähnliches Schicksal hatten und die so dankbar wären für ein bißchen Sonnenschein?“

Sie nickte. Er sah ja so glücklich aus, seit er sein

Geständnis hinter sich hatte, und seit ihr sein Gesicht sogar lieber war als das seines schönen Bruders.

Und wie sie dann miteinander durch die Anlagen gingen, in denen die Vögel jubelten und Flieder- und Maiblumenduft sie umwehten, und er sie an die Plätze führte, von denen einst ihr Vater erzählte, und sie sich mit jedem Wort näher rückten, da fühlten sie erst, wie viel Jugend noch in ihnen war trotz ihrer reifen Jahre. Es war ihnen, als erlebten sie zum erstenmal den Frühling mit wachen Augen, weil sie nicht mehr allein waren in der Maienschönheit. —

Am Nachmittag nahmen sie Abschied voneinander. Marie hatte der Tante ihre Rückkehr angezeigt. Aber nun wußten sie, daß eine nahe hoffnungsfrohe Zukunft vor ihnen lag.

„Empfiehl mich der Tante, und dem Goldherzel," sagte er lachend, um seine Bewegung zu verbergen. „In vier Wochen hole ich dich. O, wenn es nur schon Juni wäre, Schatz!"

Aus dem Pharaonenlande.

Aegyptische Reisebilder von Adolf Classen.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Cooks Salontouristendampfer „Ramses III.“, der regelmäßig die Fahrt von Kairo nach Oberägypten bis zum ersten Katarakt macht, legt gegen Sonnenuntergang in Lukſor an, wo das treffliche Lukſorhotel der engliſchen Reiſeunternehmer Thomas Cook & Son mit ſeinem parkähnlichen Garten die angekommenen Reiſenden aufnimmt.

Wir befinden uns hier auf dem Boden des alten, „hunderttorigen“, das heißt von unzähligen Pylonen überragten Theben, das während ſeiner Glanzzeit als vornehmſte Reſidenz der Pharaonen und Mittelpunkt des Reiches ſechs deutſche Meilen im Umfang hatte und ſich zu beiden Seiten des Nils ausbreitete. In die Geſchichte war die Stadt mit der elften Dynaſtie (2850 v. Chr.) eingetreten; unter der achtzehnten (1706) begannen die großartigen und herrlichen Bauten zu entſtehen, welche, während der folgenden elf Jahrhunderte noch vermehrt, vergrößert und verſchönert, Theben, die „Ammon-Stadt“, zum Wunder der Alten Welt machten. Erſt die Verlegung der Reſidenz ins Nildelta unter den letzten Dynaſtien



Fassade des nubisc



n Abu Simbel.

und der rasche Aufschwung von Alexandria entzogen Theben die Lebenskraft, und schließlich brachte ihm die Empörung gegen Ptolemäus Soter II. den Untergang. Erbittert durch ihren dreijährigen Widerstand ließ der Lagide nach der Einnahme die Stadt mit Feuer und Schwert dermaßen verheeren, daß nur noch ein riesiges Ruinenfeld übrig blieb. Aber selbst diese Trümmer erregen unsere staunende Bewunderung und sind so umfangreich, daß der Reisende zu einer nur oberflächlichen Besichtigung mindestens drei Tage braucht.

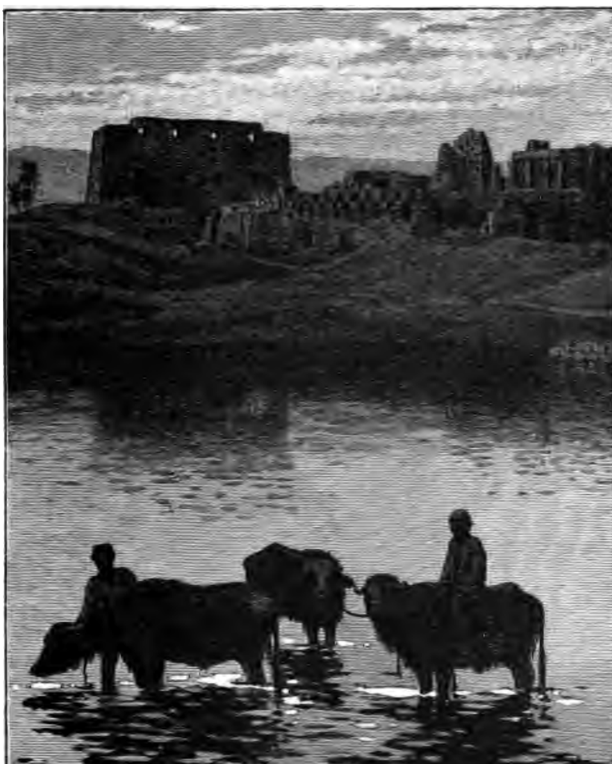


Das heutige Dorf Luksor (Ostseite der altägyptischen Königsstadt Theben).

Das Gebiet von Theben nehmen heute vier Dörfer: Lukſor, Medinet Habu, Karnak und Kurna, mit den noch erhaltenen großartigen Ruinen der alten Stadt ein. Wenn man nur drei Tage zur Verfügung hat, so besichtigt man am zweckmäßigsten am ersten Lukſor und Karnak auf dem Ostufer des Nils, am zweiten das Ramesseum, die Memnonskolosse, Medinet Habu, Kurnet Murraï und Dêr el-Medine auf dem Westufer, und am dritten ebendort Kurna und die Königsgräber, um zum Schluß über den Bergrücken noch abwärts nach Dêr el-Bahri zu gehen.

Lukſor, dessen Name arabisch el-Kuſur, die Schlösser, lautet, hat gegen 3000 Einwohner. Seine Hauptsehenswürdigkeit ist der unter Amenhotep oder Amenophis III. begonnene und durch Ramses II. (den Sesostris den Großen

der klaſſiſchen Schriftſteller) vollendete gewaltige Tempel, deſſen Länge 260 Meter beträgt. Zu beiden Seiten des Eingangsthores ragen zwei verſtümmelte Koloſſalfiguren



Ruinen von Karnak mit dem heiligen See im Vordergrunde.

Ramſes' II. empor, vor denen ein 23 Meter hoher und trefflich erhaltener Obelisk aus Roſengranit ſteht. Er ſcheint um den verſchwundenen, etwas kleineren Bruder zu trauern, den der Vizekönig Mehemed Ali der franzö-

sischen Regierung zum Geschenk machte, und der seit 1836 die Pariser Place de la Concorde ziert. Die ganze Tempelanlage ist in neuester Zeit einer gründlichen Reinigung unterzogen worden. Man hat die Hütten der Eingeborenen, die sich überall eingenistet hatten, wenigstens zum größten Teil beseitigt und die Schuttberge über dem Tempelpflaster und zwischen den Säulengängen entfernt.

Der Bau einer altägyptischen Tempelanlage großen Stils erforderte stets eine Zeit von Jahrhunderten, und die Errichtung der Tempel von Theben hat nach den Inschriften sogar 2000 Jahre in Anspruch genommen. Nachdem zuerst die Förmlichkeit der Grundsteinlegung durch den Pharao oder seinen Stellvertreter vollzogen worden war, begann der eigentliche Tempelbau nach H. Brugsch-Pascha mit dem hintersten und entlegensten Teile, der das Allerheiligste umschloß. „Daran reihte sich in der Achsenlinie Saal an Saal mit Nebenbaulichkeiten in Gestalt von Zimmern, Kammern und Treppenaufgängen nach dem Dache zu, dessen Decke (gewaltige Steinlagen) von hinten nach vorn zu terrassenartig anstieg. Vor dem „Vordersaale" befand sich meistens ein offener Hof, mit Doppeltürmen davor, deren Höhe bis zu 60 und 70 Meter hinaufreicht. In der Mitte des einer Festung gleichenden Vorbaues lag der Haupteingang des Tempels, zunächst nach dem Hofe, und rechts und links von demselben wurde je ein Obelisk und Statuen des königlichen Gründers aufgerichtet. Ein gepflasterter Weg (von den Griechen „Dromos" genannt), häufig von liegenden Sphinxgestalten mit Widderköpfen aus Stein eingefaßt, lag wie eine Straße vor dem Tempel. Mauern aus dicken ungebrannten Nilziegeln oder aus behauenen, von außen und innen mit Darstellungen und Inschriften bedeckten Werkstücken aus Sand- und Kalksteinen schlossen das Ganze ein, so daß die Gesamtanlage eher einer wohlverwahrten



Widder-Sphinx-Strasse vor dem Chunsutempel in Karnak.

Festung als einem Heiligtume glich. In der Nähe, auf dem Tempelgebiet, wurde ein künstlicher See angelegt, der sogenannte heilige See, der bei gewissen religiösen Zeremonien zur Aufnahme der heiligen Barke des Tempelgottes diente."

Ein solcher See, der aber halb verschüttet ist, befindet sich südöstlich vor den Riesentrümmern des thebanischen Reichstempels in dem Dorfe Karnak, das etwa zwei Kilometer nordwärts von Lukfor liegt. Dorthin führen jetzt die anwohnenden Fellachen ihre Büffel zur Tränke. Eine ganze Reihe von Tempelresten, darunter die Trümmer der Horuspylonen, umgiebt die Nordseite des Sees, der namentlich in abendlicher Beleuchtung, wenn der Mond seine Streiflichter auf das stille Gewässer wirft, einen unvergeßlichen Eindruck macht.

Eine 23 Meter breite und gegen 2000 Meter lange Sphinxallee verband nach Mariette einst die Tempel von Lukfor mit denen von Karnak. Die Ueberreste davon sieht man zu beiden Seiten der nach dem Tempel des Mondgottes Chunsu führenden Straße in Karnak. Fast kein einziger von den knieenden Widdern, dieser dem thebanischen Hauptgotte Ammon (der Frühlingssonne) geheiligten Tiere, hat seinen Kopf behalten, so daß die verstümmelten Steinfiguren kaum noch erkennbar sind. Das ganze Tempelfeld von Karnak ist etwa 580 Meter breit und 1130 Meter lang und zerfällt in drei Bezirke, in deren mittelstem sich der Reichstempel mit seiner weltberühmten Säulenhalle befindet. Hinter dem ersten Tempelsaal werden zwei Obelisken sichtbar, von denen der eine ganz zerbrochen ist, während der andere, 20 Meter hoch, noch aufrecht steht; Thotmes I. ließ sie errichten.

Auf dem westlichen Nilufer und auf der Westseite der dortigen Stadtruinen von Theben rágen mitten aus der Ebene die beiden sogenannten Memnonskolosse empor.



Obelisk hinter dem ersten Tempelsaal von Karnak.

Sie haben nicht das mindeste mit dem griechischen Sagenhelden Memnon zu thun, wie die Griechen, das ägyptische Wort mennu (Denkmal oder Bildsäule) mißverstehend, einst annahmen. Aus den Inschriften ergiebt sich vielmehr, daß es Standbilder des Königs Amenhotep III. (um 1500 v. Chr.) sind, die vor seinem spurlos verschwundenen Tempel aufgestellt waren. Er ist sitzend, das Antlitz nach Osten gewendet, dargestellt; neben dem Pharao stehen kleine, ihm bis an die Kniee reichende Figuren, rechts die seiner Gemahlin, links die seiner Mutter, und zu beiden Seiten des Thrones erscheint je ein Nilgott. Die Figuren sind 22 Schritte voneinander entfernt, aus einem gelbbraunen Sandstein gefertigt und schwer beschädigt. Die südliche Figur, welche die ursprüngliche Gestalt noch am besten bewahrt hat, ist mit Einschluß des Sockels 19,60 Meter hoch. Die nördliche Figur soll früher, seit sie bei einem Erdbeben im Jahre 27 n. Chr. in der Mitte zerbrochen war, bei Sonnenaufgang einen klingenden Ton von sich gegeben haben, vielleicht dadurch, daß der während der Nacht stark abgekühlte und vom Tau befeuchtete Stein sich unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen rasch ausdehnte. Als man die Figur wieder ausbesserte, fiel aber jene Erscheinung fort.

Westlich von diesen Kolossen liegt die in zwanzig Minuten zu erreichende Tempelgruppe von Medinet Habu. Die Ortschaft christlicher Kopten dieses Namens, die schon im 3. Jahrhundert n. Chr. um die Tempel herum- und zum Teil sogar in sie hineingebaut wurde, war lange Zeit hindurch die größte Christengemeinde Oberägyptens und die erste Diözese der koptischen Kirche. Durch feindliche Ueberfälle zerstört, ward das Dorf nachher von Arabern notdürftig wieder aufgebaut, liegt aber jetzt wieder verödet und verlassen da. Die Tempelruinen von Medinet Habu zerfallen in zwei Teile: ein umfangreiches Heiligtum aus



Die sogenannten Memnonskolosse auf der westlichen Seite der Stadtruinen von Theben.

der Zeit der achtzehnten Dynastie, das eine ganze Reihe späterer Herrscher ausgebaut und erweitert hat, und das Memnonium (dem Andenken des Königs geweihter Tempel)

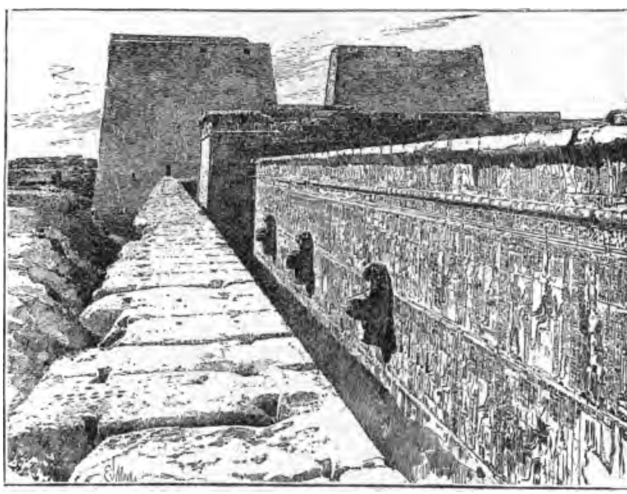


Stätte der ältesten christlichen Kirche im Tempel von Medinet Habu auf der Westseite Thebens.

Ramses' III. Es ist das der von den Griechen „Rhampsinit" genannte Pharao, den wir durch die von Herodot überlieferte hübsche Geschichte vom Schatzdiebstahl kennen.

In einem der Tempelhöfe von Medinet Habu iſt Raum genug geweſen für die älteſte chriſtliche Kirche des Landes, deren Dach von Granitſäulen römiſchen Urſprungs getragen wurde, die man dorthin verſchleppt hatte. Jetzt liegen die Trümmer des Gotteshauſes zerſtreut auf dem Boden umher.

Der beſterhaltene von allen ägyptiſchen Tempeln iſt



Die Umfassungsmauer des Tempels von Edfu. Blick von Norden aus.

der Horustempel von Edfu mit ſeinen gewaltigen Pylonen, wo die Nildampfer gleichfalls Station machen. Wie in Denderah enthalten auch hier die Inſchriften, mit denen alle Außenwände des Tempels und der Umfaſſungsmauer bedeckt ſind, eine bis auf die Längenmaße ſich erſtreckende genaue Beſchreibung der einzelnen Teile des Heiligtums. Die altägyptiſche Bauelle betrug $0{,}53$ Meter. Für den Vorſaal des Tempels finden wir nun die Breite mit $81\frac{2}{3}$, die Länge mit $48\frac{1}{2}$ und die Höhe mit $32\frac{1}{24}$ Ellen ver-

zeichnet. Von der Ecke des einen Turmes bis zu der des anderen waren es 120 Ellen, und die Höhe eines jeden Turmes betrug 60 Ellen. Das Eingangsthor zwischen beiden hatte eine Tiefe von 26²/₃ Ellen, während es 40 Ellen hoch war. Die steinerne Umfassungsmauer war 5 Ellen stark, 240 Ellen lang, und die Breite des ganzen Mauerwalles belief sich auf 90 Ellen. Bemerkenswert sind die steinernen Ausgußröhren für angesammeltes Regenwasser, welche die Gestalt von Löwenleibern haben.

Alle diese großartigen Tempelanlagen machen einen mehr oder weniger düsteren Eindruck. Nur eine einzige ist darunter, die dem Reisenden wie ein liebliches und anmutiges Idyll entgegentritt, das sind die Bauten auf dem reizenden Eiland der „heiligen Insel“ von Philä an der ägyptisch-nubischen Grenze, jenseits des ersten Wasserfalles bei der Stadt Assuan. Das Wahrzeichen dieses wunderbaren Eilandes ist der kleine zierliche Tempelpavillon mit vorliegender Terrasse, der gewöhnlich der Kiosk genannt wird. Auf seinen vier Seiten umschließen 14 Säulen, die das massive Gesims tragen, einen Saal, in den von Osten und Westen je ein Eingang führt. Wie die ganze Insel, war auch dieser Bau der Isis geweiht; an dem Bildwerk und den Inschriften wurde noch unter den ersten römischen Kaisern gearbeitet, doch ist der Bau nie ganz vollendet worden.

Das Hauptheiligtum von Philä ist der mit seiner Front nach Süden liegende Isistempel, von Ptolemäus II. Piladelphos erbaut und von seinen Nachfolgern noch mit Skulpturen geschmückt. Bemerkenswert ist der westliche Säulengang vor dem Tempel mit kunstvoll ausgearbeiteten Kapitälen. Den Kultus der Göttin Isis beging man in diesem Tempel bis ins 6. Jahrhundert, nachdem Aegypten längst christlich geworden war. Dann wurde auch dies Heiligtum der alten Götter zum Teil in eine christliche Kirche

umgewandelt. Dieses mit Ruinen geschmückte und von Palmen gefächelte Eiland der Isis in dem blanken Spiegel



Der sogenannte Kiosk, ein Römerbau auf der Insel Philä.

des dort über tausend Meter breiten Nilstromes bildet zugleich den Schlußpunkt der echt ägyptischen Tempelbauten in

südlicher Richtung. Die Heiligtümer in der hier beginnenden nubischen Landschaft weisen zwar auch auf ägyptischen Ursprung hin, vermögen aber doch die Größe und die



Westlicher Säulengang vor dem Isistempel von Philä.

Schönheit der Götterwohnungen im unteren Nilthal nicht mehr zu erreichen.

Eine Ausnahme macht nur der berühmte Felsentempel von Abu Simbel in Nubien, südlich von Assuan, am linken Nilufer, der an Größe und Kunst den schönsten



Erster Saal im Tempel von Abu Simbel.

Denkmälern Thebens wenigstens nahe kommt. Zugleich zeigt er, wie die Aegypter des 14. Jahrhunderts v. Chr. es verstanden, einen Berg zu einem Tempel umzugestalten. Hart am Rande des Nils, nördlich vom zweiten Katarakt bei Wadi Halfa, ragt dort eine steilabfallende Felswand von graubraunem Sandstein empor. Diese ließ König Ramses II. (1388—1322 v. Chr.) zunächst zu einer 40 Meter hohen und 30 Meter breiten Tempelfassade abglätten, aus der vier kolossale sitzende Figuren von der Größe der Memnonskolosse hervortreten. Die Gesichtsbreite dieser Steinriesen beträgt 4 Meter von einem Ohr zum anderen, die Handlänge 2½ Meter; diese Angaben mögen als Maßstab für die übrigen Körperteile dienen.

Der Tempel ist gleich einem kleinen, ihm gegenüberliegenden Höhentempel dem Könige selbst und seiner Gattin Nofrateri geweiht; ihn stellen auch die 22 Meter hohen, aber zum Teil vom feinen Wüstensande verschütteten Kolosse dar. Das Innere besteht aus vier hintereinander liegenden Sälen, von denen sich nach rechts und links noch acht Nebenräume abzweigen. Der erste Saal ist 18 Meter lang und 16,7 Meter breit; seine Decke stützen acht Pfeiler in Osirisgestalt mit dem Namen des Königs. In dem Allerheiligsten, das 63 Meter tief im Felsen liegt, befindet sich eine nischenartige Vertiefung mit den bemalten Sitzbildern der vier Hauptlandesgottheiten zur Zeit der Herrschaft Ramses' II. Die Skulpturen und Malereien gehören nach denen von Karnak und Medinet Habu zu den wichtigsten, die auf uns gekommen sind, wie der Felsentempel von Abu Simbel überhaupt zu den großartigsten Werken, die Menschenhände jemals ausgeführt haben.

Alle diese Denkmäler des Pharaonenlandes, von denen wir nur einige der merkwürdigsten vorstehend schilderten, und seit deren Gründung bereits Jahrtausende verflossen

ſind, ſcheinen „für die Ewigkeit“ gebaut. Dennoch haben der Zahn der Zeit, der unterminierende Strom und vielfach auch die zerſtörende Menſchenhand ſchon manche Teile dem Untergange nahe gebracht. Um ſo notwendiger iſt es, daß ſeitens der engliſch-ägyptiſchen Regierung recht bald genügende Geldmittel in das Jahresbudget eingeſtellt werden, um die bedrohten Denkmäler, dieſe bewunderungswerten älteſten Zeugen der Vorzeit, vor dem drohenden Ruin zu bewahren.

Der Fall Francke.

Kriminalnovelle von Otto Höcker.

(Nachdruck verboten.)

1.

„In der Strafsache wider den Fabrikanten Gisbert Francke, welcher hinreichend verdächtig erscheint, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli d. J. den Privatmann Lewis Francke, seinen Vater, dadurch vorsätzlich und mit Ueberlegung getötet zu haben, daß er ihn gewaltsam und in der Absicht, seinen sofortigen Tod herbeizuführen, über das rechtsseitige Geländer der sogenannten Moabiter Fußgängerbrücke in die Spree hinabstürzte — Verbrechen wider Paragraph 211 des Strafgesetzbuches — wird durch Beschluß der III. Strafkammer hiesigen Königlichen Landgerichts das Hauptverfahren eröffnet und Termin zur öffentlichen Hauptverhandlung vor dem Königlichen Schwurgericht auf den 3. Oktober vormittags 9 Uhr anberaumt.“

Eintönig hatte der Gerichtsschreiber auf Befehl des Präsidenten den Eröffnungsbeschluß verlesen. Nun richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit des den weiten Raum des großen Schwurgerichtssaales füllenden Publikums auf den Angeklagten. Dieser war ein junger, schlanker Mann, dessen bartloses, sympathisch anmutendes Gesicht

von tiefer Blässe bedeckt war, aber den Ausdruck großer Willenskraft trug.

Vor der Anklagebank hatte der Verteidiger, welcher im gleichen Lebensalter mit dem so schwerer Schuld Geziehenen stehen mochte, Platz genommen.

„Angeklagter, Sie heißen Gisbert Francke, sind Teilhaber der im Besitz Ihrer Mutter Amalie, geborenen Hillengaß, befindlichen Möbelfabrik, am 27. Februar 1874 hier geboren, evangelisch, nicht vorbestraft?“

Der Angeklagte verneigte sich nur.

„Sie haben gehört, was im Eröffnungsbeschlusse Ihnen zur Last gelegt wird,“ fuhr der schon bejahrte Vorsitzende in der Vernehmung fort. „Bekennen Sie sich der Strafthat schuldig?“

„Nein. Ich bin unschuldig,“ sagte Gisbert mit klarer Stimme.

„Sie sind am Vormittag des 27. Juli, also nur wenige Stunden nach geschehenem Verbrechen, in Ihrer Privatwohnung verhaftet worden, nachdem Sie dem Polizeikommissar Varnhagen ein unumwundenes Schuldbekenntnis abgelegt hatten,“ wendete der Präsident ein.

„Die Gründe, welche mich damals zu einem unwahren Geständnis bewogen haben, gab ich schon vor Wochen zu Protokoll. Ich habe mich des Verbrechens nur bezichtigt, weil ich meiner verehrten Mutter Beschimpfungen ersparen, sie vor einem Schicksalsschlage bewahren wollte, welchem ich ihre zarte Konstitution nicht gewachsen glaubte; zudem hielt ich die wider mich aufgetauchten Verdachtsgründe im ersten Augenblicke fassungsloser Bestürzung für derartig schwerwiegend, ja überwältigend, daß ich, an Gott und der Welt verzweifelnd, das Schuldeingeständnis einer That gab, von welcher mein Herz niemals etwas gewußt hat.“

„Nun, wir werden sehen, inwieweit Ihr heutiges Leugnen Ihrer Sache nützt,“ meinte der in den Akten

blätternde Präsident trocken. „Ich sehe mich also genötigt, mit Ihnen die ganze Sache nochmals durchzugehen. Wir müssen zunächst auf die Vergangenheit zurückgreifen. Ihr Vater war ein Deutschamerikaner; er kam, auf einer Reise durch Europa begriffen, im Jahre 1872 auch nach Berlin. Hier lernte er Ihre Mutter, damals ein Mädchen von achtzehn Jahren, einzige Tochter des Möbelfabrikanten Hillengaß, kennen und lieben. Er blieb deshalb während des Winterhalbjahres 1872 bis 1873 hier und verehelichte sich im Frühjahre 1873 mit Ihrer Mutter. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder. Sie, Angeklagter, wurden im Februar des darauffolgenden Jahres geboren. Am 7. Juli 1880 beschenkte Ihre Mutter ihren Gatten noch mit einem Töchterchen Namens Gretchen. Unmittelbar nach der Geburt Ihrer Schwester verschwand Ihr Vater. Nach seiner Flucht stellte es sich heraus, daß er derart darauf los gewirtschaftet hatte, daß schon bald nach seiner Flucht der Zusammenbruch der Firma und damit der gänzliche Vermögensverfall Ihrer Mutter zu befürchten stand. Es gelang dieser indessen, Stundung seitens der Hauptgläubiger bewilligt zu erhalten. Durch Thätigkeit und Geschick vermochte Ihre Mutter nicht nur die schwebenden Schulden zu tilgen, sondern auch im Laufe der Jahre den alten Wohlstand wiederherzustellen."

„Genau so verhält es sich," versicherte Gisbert. „Meine teure Mutter hat mir von jeher ein leuchtendes Vorbild edelster Pflichttreue gegeben. Nur mangelhaft vermochte ihr meine Liebe solche Aufopferung zu lohnen."

Geflüster erhob sich bei diesen im Tone innerlicher Ergriffenheit gesprochenen Worten des Angeklagten im Zuhörerraum.

Der Vorsitzende fuhr fort: „Von Ihrem Vater hörte man nichts mehr, übereinstimmend mit der öffentlichen Meinung nahm Ihre Mutter vielmehr an, daß er,

Zeitungsnachrichten zufolge, bei der Ueberfahrt nach Amerika mit dem Dampfer untergegangen sei. Aus diesem Grunde unterließ es Ihre Mutter auch, von ihrem Gatten sich förmlich scheiden zu lassen; sie that dies um so weniger, als sie an keinerlei Wiederverheiratung dachte. Sie selbst besuchten zuerst das Gymnasium, später das Polytechnikum und traten dann als Teilhaber in das mütterliche Geschäft ein, das noch heute unter der Firma Ihres längst verstorbenen Großvaters geführt wird. Im Spätherbst vorigen Jahres verlobten Sie sich mit Fräulein Klara Gutjahr, einzigen Tochter des Konsuls Gutjahr. Die Hochzeit war auf den 15. August dieses Jahres festgesetzt. Sie standen im Begriffe, eine sogenannte gute Partie zu machen, da die Vermögensverhältnisse der Erkorenen den Ihrigen nicht nachstehen."

Gisberts Antlitz wurde plötzlich von dunklem Rot überflutet, das gleich darauf wieder fahler Blässe wich. Wie zur Abwehr hob er die Rechte.

„Ich protestiere gegen diese unmotivierte Hereinzerrung belangloser Privatverhältnisse!" sagte der Verteidiger, von den Akten flüchtig dabei aufschauend.

„Ich bringe diese Angelegenheit mit gutem Fug zur Sprache," entgegnete der Vorsitzende. „Nach Annahme der Anklage hat der Beschuldigte die That in erster Linie begangen, um peinlichen Erörterungen vorzubeugen, welche unter Umständen wohl geeignet waren, seine gesellschaftliche Stellung zu erschüttern und die Auflösung seines Verlöbnisses herbeizuführen. In seinem unmittelbar nach geschehener Verhaftung zu Protokoll gegebenen Geständnis hat der Angeklagte übrigens gerade diese Befürchtung als Hauptmotiv für seine That bezeichnet."

„Wir werden nachher Gelegenheit haben, den Zeugen Gutjahr gerade über diesen Punkt zu hören," bemerkte der Staatsanwalt, ein schneidig aussehender, gleichfalls

noch jüngerer Herr, der mit über der Brust verschränkten Armen bewegungslos dasaß.

„Am Nachmittag des 26. Juli erschien nun in Ihrem Privatcomptoir ein Fremder, welcher Sie zu sprechen verlangte," fuhr der Präsident im Verhör fort. „Es war, wie die nachherige Leichenschau erwiesen hat, Ihr plötzlich wieder aufgetauchter Vater. Einzelne Ihrer Geschäftsangestellten haben in der aus der Spree gelandeten Leiche mit Bestimmtheit den damaligen Besucher wiedererkannt."

„Gewiß, ich räume es ein, es war mein Vater, der an jenem Julinachmittage eine Unterredung mit mir hatte," versetzte Gisbert.

„Teilen Sie uns den Inhalt dieser Unterredung mit."

„Gleich meiner Mutter hatte ich meinen Vater für tot gehalten. Hinter dem damaligen Besucher vermutete ich zuerst einen Betrüger oder einen Wahnsinnigen. Aber schon nach dem Austausch der ersten Worte erschien seine äußere Gestalt mir immer bekannter und meinem verschollenen Vater ähnlicher. Er war zwar gealtert und sah verkommen aus, aber im ganzen glich er dem Bild, welches ich mir von ihm immer gemacht hatte. Zum Ueberfluß legte mir mein Vater eine Menge Legitimationspapiere vor, aus welchen seine Identität deutlich hervorging."

„Sie erkannten also den Besucher als Ihren Vater ohne weiteres an?" forschte der Präsident.

„Doch nicht. Das so plötzliche Wiederauftauchen des Totgeglaubten machte auf mich zuerst einen lähmenden Eindruck. Ich hörte ihn zuerst wortlos an. Mit heiserer Stimme berichtete er mir, daß er damals zwar auf dem untergegangenen Schiffe einen Platz belegt, diesen aber durch ein Zusammentreffen verschiedener Zufälligkeiten nicht benützt, sondern Amerika mit einem späteren Schiffe wohlbehalten erreicht habe. Dort sei es ihm in all den

langen Jahren schlecht ergangen. Von allen Mitteln entblößt, sei er nun zurückgekehrt. Er habe über unsere Verhältnisse genaue Erkundigungen eingezogen. Entweder sollte ich ihm bare zwanzigtausend Mark auszahlen und mich durch Handschlag verpflichten, ihm jährlich zum Lebensunterhalt fünftausend Mark auszusetzen, oder er werde seine Vater- und Gattenrechte geltend machen. Geschah dies aber, dann war nicht nur mein, sondern auch meiner Mutter Lebensglück vernichtet. Meine Rechtskenntnis sagte mir, daß meinem Vater auf Grund des Gesetzes die Befugnis zustand, nicht nur die eheliche Gemeinschaft mit meiner Mutter fortzusetzen, sondern auch die Verwaltung des ungeteilt meiner Mutter noch gehörenden Vermögens zu beanspruchen."

„Ganz recht!" fiel der Präsident ein. „Sie mußten das Zutreffende in den Darlegungen Ihres Vaters anerkennen. Natürlich erbaten Sie sich Zeit zur Ueberlegung. Es wurde deshalb eine Zusammenkunft noch auf denselben Abend im Café Gärtner am Stadtbahnhof Bellevue, welches in unmittelbarer Nachbarschaft der Moabiter Fußgängerbrücke gelegen ist, verabredet."

„Das bestreite ich entschieden!" warf der Angeklagte mit erhobener Stimme ein. „Ich habe an dem fraglichen Abend in das genannte Restaurant keinen Fuß gesetzt."

„Es wird Ihnen das Gegenteil durch eine Reihe einwandsfreier Zeugen nachgewiesen werden. Sie haben übrigens im ersten Verhör Ihre damalige Anwesenheit zugegeben."

„Ich wiederhole, daß mein sogenanntes Geständnis unwahr ist!" beteuerte der Angeklagte. „Die Zeugen aber müssen sich irren. Ich berufe mich auf verschiedene Personen, welche beweisen können, daß in Berlin ein Herr existiert, mit welchem ich schon wiederholt verwechselt worden bin."

Der Staatsanwalt erhob sich. „Ich möchte feststellen, daß der Angeklagte erst nach Abschluß der Voruntersuchung mit dieser Behauptung hervorgetreten ist, vorher aber niemals etwas über einen sogenannten Doppelgänger hat verlauten lassen. Ich beantrage die Verlesung des Protokolls vom 27. Juli, soweit in demselben von dem Eingeständnis des Angeklagten, eine Zusammenkunft mit seinem Vater im Café Gärtner gehabt zu haben, die Rede ist, auf Grund des Paragraphen 253 der Strafprozeßordnung."

Trotz des Einspruchs des Verteidigers beschloß der Gerichtshof, diesem Antrage des Staatsanwalts Folge zu geben.

Der Gerichtsschreiber verlas:

„Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, beschied ich meinen Vater auf zehn Uhr abends ins Café Gärtner. In der Zwischenzeit nahm ich mit niemand Rücksprache. Als ich kurz nach zehn Uhr in den Garten des Restaurants trat, erblickte ich meinen Vater schon. Da die Witterung unfreundlich war, befanden sich nur wenige Gäste im Garten, wir konnten uns deshalb ungestört unterhalten. Mein Vater wiederholte seine Forderung, er fügte eine wider meine Mutter gerichtete Drohung schrecklicher Art hinzu. Ich verweigere jede Auskunft über die Art dieser Drohung. Dieselbe bewog mich, auf die Forderung einzugehen. Ich händigte ihm zwanzig Tausendmarkscheine aus. Ueber unserem Verhandeln war es nahezu Mitternacht geworden. Wir brachen auf, verließen das Café und erstiegen die zur Fußgängerbrücke führende Treppe. Ringsum war alles menschenleer und verödet. Plötzlich erwachte in mir eine ungeheure Wut. Ich begriff, daß in dem Leben meines Vaters fortdauernd eine große Gefahr für mein und meiner Mutter Glück lag. In meiner Verbitterung erschien mir das Verbrechen

der Beseitigung meines Vaters als ein Akt der Notwehr. Plötzlich faßte ich meinen Vater und stürzte ihn, ehe er sich wehren konnte, über das Seitengeländer der Brücke. Nach geschehener That begab ich mich nach Hause. Die ungeheure Aufregung ließ mich erst gegen Morgen einschlafen. Als Polizeikommissar Varnhagen in meiner Wohnung erschien, mußte ich erst geweckt werden. Ihm legte ich nach kurzem Leugnen zuerst ein Schuldbekenntnis ab und —"

„Genug!" entschied der Präsident. „Halten Sie es nun wirklich für möglich, Angeklagter, daß wir angesichts Ihres eigenen völlig überzeugenden Geständnisses, sowie verschiedener Zeugenaussagen nun plötzlich Ihrer gegenteiligen Behauptung Glauben schenken und Ihnen auf die Spur des großen Unbekannten, der diesmal sogar ein Doppelgänger sein soll, folgen werden?"

„Der mich verhaftende Polizeikommissar legte mir die Worte in den Mund," entgegnete der Angeklagte. „Auch hatte mich völlige Betäubung erfaßt. Ich war mir über die Tragweite meiner Aussage nicht klar. Ich unterschrieb das Protokoll, ohne recht zu wissen, was eigentlich darin stand."

Der Präsident begnügte sich mit vielsagendem Achselzucken.

„Ich bitte, den Angeklagten zu fragen, warum er sich wenige Stunden vor der That, etwa um acht Uhr abends, den Vollbart abnehmen ließ," sagte der öffentliche Ankläger.

„Er fiel mir in der Hitze lästig. Ich pflege dies übrigens jeden Sommer so zu halten."

„Wir hatten einen sehr regnerischen und darum kühlen Juli," fuhr der Staatsanwalt fort. „Wir werden Zeugen hören, daß der Angeklagte den Bart mit einem gewissen Stolze trug. Warum hat er ferner an jenem Abend ganz

gegen seine sonstige Gewohnheit Waffen zu sich gesteckt? Ein scharfgeladener Revolver ist noch nach seiner Verhaftung in der Tasche des am kritischen Abend von ihm getragenen Beinkleides gefunden worden."

„Das geschah in der Aufregung," gab der Angeklagte zu. „Jedenfalls habe ich von dieser Waffe keinen Gebrauch gemacht."

„Vermutlich weil Sie eine bessere Gelegenheit zur Ausübung des von Ihnen geplanten Verbrechens gefunden haben," versetzte der Vorsitzende scharf.

Zornig flammte es in des Angeklagten Augen auf, und erbittert rief er: „Wenn der Herr Präsident von meiner Schuld bereits überzeugt ist, so bedarf es ja nur noch meiner Verurteilung!"

„Sie behaupten also jetzt, nur eine einzige Unterredung im Privatcomptoir Ihrer Fabrik mit Ihrem Vater gehabt zu haben?" fragte der Präsident ruhig weiter.

„Jawohl."

„Sie werden zugeben, daß bei aller Eigentümlichkeit Ihres Falles die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie die hochgeschraubten Forderungen Ihres Vaters ohne weiteres bewilligten, seltsam erscheinen muß. Als gebildeter Mann mußten Sie mit dem Umstand rechnen, daß dennoch ein Betrug vorliegen konnte. Papiere können gefälscht oder gestohlen werden. Sie selbst konnten auch dem eigenen Augenschein nicht trauen, da Sie ja erst sechs Jahre zählten, als Ihr Vater flüchtete. Was lag näher, als mit einem Vertrauten Rücksprache zu nehmen. Ihr heutiger Herr Verteidiger ist mit Ihrer Schwester verlobt, er würde Ihnen sicherlich mit Rat und That beigestanden und als Jurist eine Formel gefunden haben, kraft deren allen weiteren Erpressungen Ihres Vaters vorgebeugt worden wäre. Ihre Behauptung, ohne weiteres zwanzigtausend Mark ausgezahlt zu haben, ist kaum glaublich. Sie

hatten ja keinerlei Garantie in Händen, daß ungeachtet aller Versprechungen Ihr Vater nicht bereits am nächsten Tage neue Forderungen stellte. Nun sind im Besitz des Verlebten kaum nennenswerte Barmittel gefunden worden. Wahrscheinlich haben Sie schon im Laufe der ersten Unterredung den Tod des Ihnen lästigen Mannes beschlossen gehabt. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich Ihr Verhalten begreifen."

„Ich kann nur sagen, daß die Schlüsse des Herrn Präsidenten unzutreffend sind," versicherte der Angeklagte. „Ich habe meinem Vater zwanzigtausend Mark wirklich gegeben und ihn nur im Fabrikcomptoir, später nicht wiedergesehen."

„Geben Sie doch der Wahrheit die Ehre," drängte der Präsident. „Ihr Verbrechen ist, wenn auch nicht entschuldbar, so doch menschlich verständlich. Es ist möglich, daß der Gerichtshof Ihnen wenigstens teilweise den Schutz des Paragraphen 51 des Strafgesetzbuches zubilligen wird, denn es läßt sich unter Umständen annehmen, daß das plötzliche Wiederauftauchen des Totgeglaubten, verbunden mit den von diesem an Sie gerichteten Drohungen, Sie in einen Zustand von krankhafter Störung der Geistesthätigkeit versetzt hat. Ihr Verteidiger hat ja in dieser Beziehung den gerichtlichen Sachverständigen zur Abgabe seines Gutachtens vorladen lassen. Aber Sie machen es uns unmöglich, mit Ihnen Teilnahme zu empfinden, wenn Sie bei Ihrem ganz unklugen Leugnen verharren."

„Ich kann nur wiederholen, daß ich die lautere Wahrheit gesprochen habe," verharrte der Angeklagte. „Ich gebe zu, daß das gewissenlose Auftreten meines Vaters mir die Versuchung nahe legte, eine ähnliche That zu begehen, besonders als er es wagte, mir anzudrohen, er werde ein vor langen Jahren an meiner guten Mutter begangenes Verbrechen dem lieblosen Urteil der Welt

unterbreiten. Das ist aber auch alles. Als ich erfuhr, daß ein anderer den Lästermund für ewig hatte verstummen lassen, war ich derart betroffen und willenlos geworden, daß ich alles einräumte, was man von mir wissen wollte."

„So brechen Sie jetzt wenigstens Ihr Schweigen," ermahnte der Vorsitzende. „Welcher Art war die Drohung, die der Heimgekehrte wider Ihre Mutter ausstieß?"

„Eher würde ich mich verurteilen lassen, als daß ich eine diesbezügliche Andeutung machte."

„Alsdann können Sie auch nicht verlangen, daß wir Ihren Worten irgend welche Glaubwürdigkeit beimessen."

Nur ein dumpfer Seufzer kam über die Lippen des Angeklagten. Er ließ das Haupt tiefer auf die Brust herabsinken.

Der Staatsanwalt aber erhob sich und überreichte dem Präsidenten ein Schriftstück. „Ich beantrage die Verlesung dieses mir von der deutschen Botschaft in Washington heute früh zugegangenen Schreibens," versetzte er mit eigentümlichem Aufleuchten in seinen klugen Augen.

Der Präsident warf einen Blick in das Schriftstück. Dann schaute er betroffen den Angeklagten an. Auch die beiden Beisitzer nahmen lebhaft interessiert Einsicht von dem Schreiben.

Der Angeklagte war plötzlich erdfahl geworden. Ohne daß er wissen konnte, um was es sich in dem Schreiben eigentlich handelte, erzitterte er in banger Vorausahnung.

Rechtsanwalt Hellborn hatte sich rasch erhoben. „Ich muß gegen die Verlesung eines mir nicht bekannten Schriftstückes protestieren," sagte er lebhaft. „Jedenfalls verlange ich, zuvor Einsicht nehmen zu dürfen."

Ihn unterbrach der Präsident, welcher inzwischen sich flüsternd mit den beiden Richtern besprochen hatte.

„Der Gerichtshof hat die Verlesung beschlossen. Die-

selbe rechtfertigt sich aus Paragraph 255 der Strafprozeß-ordnung. Der Inhalt dieses Schriftstückes ist geeignet, einen wesentlichen Einfluß auf den Fortgang des Prozesses auszuüben."

Auf einen Wink begann der Gerichtsschreiber:

„In Beantwortung der Anfrage des ersten Herrn Staats-anwalts nach dem Vorleben eines gewissen Lewis Francke beehrt sich der Unterfertigte ergebenst mitzuteilen: Der Betreffende ist im Jahre 1845 zu Detroit im Staate Michigan als Sohn eines Kaufmannes geboren worden. Ende der sechziger Jahre fungierte er als Agent der Manitowoc Scating Co. in Manitowoc, Wisconsin. November 1871 verheiratete er sich mit Mary Davis, Tochter des Milo H. Davis, Schulinspektors in Detroit. Der Ehe entstammt ein Sohn William, geboren 1872. Lewis Francke wurde in diesem Jahre wegen Veruntreuungen flüchtig. Er soll sich bis 1881 in Deutschland aufgehalten haben. In diesem Jahre reiste wenigstens seine eheverlassene Gattin nach Deutschland. Sie kehrte mit Lewis zurück. Dank der Eigentümlichkeit amerikanischer Verhältnisse gelang es diesem, zumal er größere Barmittel mitbrachte, von neuem eine gewisse Rolle in seiner Vaterstadt zu spielen. Vor zwei Jahren wurde er in einen Bestechungsprozeß als Hauptschuldiger verwickelt. Er entfloh indessen rechtzeitig. Seitdem ist er verschollen. Da sein Sohn, der allgemeine Achtung genoß und als tüchtiger Ingenieur galt, in Begleitung der Mutter Detroit ebenfalls bald darauf verließ, wird dortselbst angenommen, daß Lewis Francke sich ein anderes Operationsfeld gesucht und vermutlich wieder nach Deutschland sich gewendet hat."

Mit nach vorn gebeugtem Oberkörper hatte der Angeklagte die Verlesung des Schriftstücks angehört. Nur ab und zu war ein Erzittern durch seine Glieder gegangen. Als nun der Gerichtsschreiber geendigt hatte, sank er auf

der Anklagebank nieder und schlug beide Hände vor das Gesicht.

„O meine arme Mutter!“ kam es stöhnend über seine Lippen. „So habe ich durch alle Opfer dir nicht diese Schmach ersparen können!“

Lebhaftes Gemurmel ging durch die dichtgedrängten Zuhörerreihen. Es war wohl niemand im Saal, der nicht tiefes Mitgefühl für den Angeklagten gehabt hätte. Selbst die ehernen Gesichtszüge des Präsidenten wurden milder.

„Angeklagter,“ begann er abermals, „wir begreifen und würdigen Ihren Schmerz. Nun aber geben Sie auch der Wahrheit die Ehre. Der Verlebte drohte Ihnen wahrscheinlich damit, das von ihm an Ihrer Mutter verübte Verbrechen an die große Glocke hängen zu wollen. Die plötzliche Erkenntnis, daß die von Ihnen verehrte Frau das Opfer eines Schurken geworden war, im Sinne des Gesetzes also gar keine Ehe zwischen jenem Manne und Ihrer Mutter bestanden hat, riß Sie zu einem folgenschweren Entschlusse hin. Sie erkannten Ihre Ohnmacht gegenüber dem rücksichtslos Auftretenden, der Trieb, die Mutter und sich selbst vor einer verhängnisvollen Katastrophe zu bewahren, war stärker als das Bewußtsein des mit Ihrer That verbundenen Unrechts. In einer Minute beklagenswerter Verirrung vergriffen Sie sich an dem Bedroher Ihres Lebensglückes. — Nicht wahr, Angeklagter, so ähnlich spielte sich das Drama ab?“

Aber der Präsident hoffte vergeblich auf eine Antwort. Wie geistesabwesend stand Gisbert Francke da. Endlich wandte er sich nach seinen Richtern.

„Gott ist mein Zeuge, ich habe alles versucht, um von dem unschuldigen Haupte meiner reinen Mutter unverdiente Schmach abzuhalten. Es ist mir nicht gelungen. Als Kriminalkommissar Varnhagen mich zu verhaften kam, da erkannte ich die Gefahr, welche meine Mutter bedrängte.

Durch eine Verkettung unseliger Zufälligkeiten war nun einmal schwerwiegender Verdacht wider mich entstanden. Leugnete ich die mir zur Last gelegte That — so dachte ich damals im Irrwahn fürchterlicher Erregung — so würde man behördlicherseits der mir selbst geheimnisvollen Ermordung auf den Grund zu kommen suchen. Der Gedanke, daß die Vergangenheit meines Vaters alsdann ans Tageslicht gezogen, und der meiner Mutter gespielte Betrug offenbar werden mußte, ließ mich zu einem falschen Schuldgeständnis kommen. Ich glaubte dadurch jegliche behördliche Nachforschung hintanzuhalten und das düstere Geheimnis des von meinem Vater verübten Schurkenstreiches für immer zu begraben. Erst in der Einsamkeit der Zelle erkannte ich, daß ich zwar das Gute gewollt, aber nur den Gang der Verhältnisse beschleunigt hatte. Unterredungen mit meinem Freund und Verteidiger bestärkten mich in dieser Auffassung. Ich zog mein Geständnis zurück. Aber so leicht man mir die Verübung der That zugetraut hatte, so ungläubig nimmt man nun meinen Widerruf auf — und doch kann ich nur meine völlige Unschuld beteuern!"

Große Unruhe im Zuhörerraum folgte dieser Erklärung. Auch die Geschworenen steckten die Köpfe zusammen und nickten bedeutsam. Der Präsident gebot Ruhe.

Der Staatsanwalt aber erhob sich hastig. „Der Angeklagte scheint mir von einer krankhaften Vorstellung beherrscht zu werden," hub er an. „Er glaubt anscheinend, es sei uns darum zu thun, jemand zu verurteilen. Mit nichten! Wir stehen hier, um im Namen des Gesetzes Recht zu finden. Ja, ich gestehe ganz freimütig, daß gerade mir es lebhafte Genugthuung bereiten würde, stellte sich durch den Gang der heutigen Hauptverhandlung die Unschuld des Angeklagten heraus, zumal die Sympathien aller rechtlich Denkenden fraglos auf seiner und nicht auf Seite des Getöteten sind. Aber der Angeklagte steht sich

meines Erachtens selbst im Licht. Warum macht er nicht wenigstens den Versuch, sein Alibi während der kritischen Stunden nachzuweisen. Ich habe ihm eine derartige Beweisführung schon vor Wochen nahegelegt, ich bin auch überzeugt, daß die Verteidigung nach dem geheimnisvollen Doppelgänger hat Nachforschungen anstellen lassen. Dieselben konnten indessen aus dem Grunde nicht zum Ziele führen, weil ein solcher Doppelgänger gar nicht existiert. Ich ermahne deshalb den Angeklagten ernstlich, sich durch ferneres Leugnen nicht die Sympathien zu verscherzen, welche ihm augenblicklich noch gezollt werden."

Da stand aber auch schon Rechtsanwalt Hellborn, der Verteidiger, auf.

„Der Herr öffentliche Ankläger hat die Unterlassung des Versuchs einer Alibibeweisführung gerügt," meinte er. „Nun ist es mit solch einem Nachweis überhaupt eine mißliche Sache. Ich bin überzeugt, auch der Herr Staatsanwalt würde nicht Minute für Minute nachweisen können, was er gerade in der Nacht vom 26. zum 27. Juli gethan hat. Er wird vermutlich geschlafen haben; da er aber Junggeselle ist, so erscheint es fraglich, ob er diesen Schlaf zu einem gerichtskundigen machen könnte. Mein Klient hat nun nicht geschlafen. Die von ihm am vorhergehenden Nachmittag mit seinem Vater geführte Unterredung hatte ihn begreiflicherweise erregt. Er ging abends gegen seine sonstige Gewohnheit noch in später Stunde aus, kreuzte den Königsplatz und erging sich seiner Versicherung nach stundenlang im Tiergarten. Ab und zu hat er sich niedergesetzt; ja, er behauptet, sogar einmal vom Schlafe überwältigt worden zu sein. Als er nach Hause kam, war es bereits zwei Uhr morgens. Erschöpft legte er sich zur Ruhe nieder. Als man ihn weckte, geschah es auf Weisung des inzwischen erschienenen Kommissars. Es liegt auf der Hand, daß vielleicht weitere hundert einwandsfreie Per-

sonen die kritische Nacht in ähnlicher, nicht durch Gerichtsbeweis genau zu erhärtender Weise verbracht haben. Der Unterschied ist nur der, daß mein Klient einer That beschuldigt wird, an welcher er meiner innersten Ueberzeugung nach gerade so viel Verschulden trägt, wie der Herr Staatsanwalt oder ich oder sonst jemand hier im Saale."

„Sie beharren also bei Ihrer Behauptung, unschuldig zu sein?" wendete sich der Präsident an den Angeklagten.

Dieser verneigte sich nur stumm.

„So treten wir in die Beweisaufnahme ein," entschied der Vorsitzende und befahl dem Nuntius, den ersten Zeugen in den Saal zu führen.

2.

In der kritischen Nacht hatte wenige Schritte flußabwärts von der Fußgängerbrücke am Holsteinerufer ein Ziegelkahn verankert gelegen. In grauender Morgenfrühe hatte der Schiffseigner, der die Nacht auf seinem Fahrzeuge verbracht, zu seinem Entsetzen eine gutgekleidete männliche Leiche wahrgenommen, deren Oberkörper im Wasser lag, während die Füße sich in der Ankerkette verfangen hatten.

Der Schiffer hatte sofort einen Knecht nach dem zuständigen Polizeirevier geschickt. Die behördliche Aufhebung der Leiche hatte unverzüglich stattgefunden.

Vom telephonisch benachrichtigten Polizeipräsidium war der Kriminalkommissar Varnhagen, einer der fähigsten Kriminalbeamten, entsendet worden. Gleichzeitig war der Kreisphysikus auf der Thatstelle erschienen. Uebereinstimmend hatten beide Beamte festgestellt, daß nach Lage der Sache ein Unglücksfall oder Selbstmord ausgeschlossen war. Der im übrigen tadellose Tuchrock des Toten war vorn an der Brust zerrissen, ein sicheres Zeichen, daß der Unglückliche mit großer Gewalt gepackt und in die Höhe

gezerrt worden war. Während des kurzen Kampfes war der Hut des Opfers auf die Brücke niedergefallen und fast ganz zerstampft worden. Passanten hatten ihn auf dieser am nächsten Morgen gefunden.

Während des Absturzes war der Unglückliche mit dem Hinterkopf auf einen hervorspringenden Eisenpfeiler geschlagen. Durch die Wucht des Anpralles war dann der Körper kopfüber vollends ins Wasser gestürzt. Nach der Begutachtung des Arztes war die Kopfwunde absolut tödlich. Der Tod mochte schon in dem Augenblicke eingetreten sein, in welchem der fallende Körper den Wasserspiegel erreicht hatte. Aus alledem ergab sich mit zwingender Notwendigkeit die Gewißheit, daß der Unglückliche über das Brückengeländer geschleudert worden war. Zum Ueberfluß hatten der Schiffer und seine Ehefrau etwa um Mitternacht einen gellenden Schrei vernommen. Da aber alsdann alles wieder still geworden war, so hatten sie dem Vorfall keine Beachtung geschenkt, sondern waren liegen geblieben.

Bei der Leiche waren außer Uhr und Börse mit mäßigem Inhalt nennenswerte Wertsachen nicht gefunden worden. Außerdem hatte der Tote nur noch ein Notizbuch bei sich getragen, das nur unwesentliche Bemerkungen enthielt. Darin aber lag eine Aufforderung des Königlichen Polizeipräsidiums an Herrn Lewis Francke, wonach der Empfänger aufgefordert wurde, binnen drei Tagen die noch ausstehende Personallegitimation bei Vermeidung einer gleichzeitig festgesetzten Ordnungsstrafe beizubringen.

Zufällig war die Leiche auch von einem Kellner, der im Café Gärtner bedienstet war, in Augenschein genommen worden. Derselbe hatte sofort in ihr einen Gast wiedererkannt, welchen er abends zuvor selbst bedient hatte. Der Kellner hatte seine Wahrnehmung dem Kommissar mitgeteilt und hinzugefügt, daß in Gesellschaft des Toten sich der Fabrikant Francke befunden habe.

Auch in der heutigen Verhandlung blieb der als Zeuge vernommene Kellner trotz des entschiedenen Leugnens des Angeklagten bei dieser Beurkundung.

„Zeuge, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß unendlich viel von Ihrer Aussage abhängt," ermahnte der Vorsitzende. „Sie hören, daß der Angeklagte behauptet, Sie müßten ihn mit irgend jemand verwechseln, der ihm vielleicht sehr ähnlich sieht. Besinnen Sie sich! Kann eine solche Möglichkeit nicht etwa doch vorliegen?"

„Durchaus nicht," bestritt der Kellner. „Ich servierte früher im Restaurant Mühling Unter den Linden. Dort verkehrte Herr Francke regelmäßig zweimal in der Woche. In seiner Begleitung befanden sich fast immer seine Mutter, sowie Herr Konsul Gutjahr mit Tochter. Die Herrschaften speisten bei uns gewöhnlich nach beendigter Vorstellung im Opernhause. Ich erkannte ihn am 2. Juli sofort, als er in den Garten trat, obwohl er sich seinen blonden Vollbart hatte abnehmen lassen. „Schönen guten Abend, Herr Francke!" begrüßte ich ihn, als er an mir vorüberschritt. — „Ei, woher kennen Sie mich denn?" fragte er darauf, ging aber gleich weiter. Er setzte sich zu dem Herrn, der am anderen Morgen tot aus der Spree gezogen wurde. Ich bediente und hörte zu meinem Erstaunen, daß Herr Francke den anderen immer mit „Papa" anredete. Sie sprachen englisch miteinander; obwohl sie annehmen mochten, ich verstünde die Sprache nicht, hielten sie doch immer im Gespräche inne, wenn ich in die Nähe kam."

„Welchen Eindruck machte das Gespräch auf Sie?" fragte der Präsident.

„Sie stritten offenbar miteinander. Ich hörte so etwas von zwanzigtausend Mark. Bald darauf — sie waren inzwischen die letzten Gäste im Lokal geworden, und es war nahe an Mitternacht — brachen sie auf und entfernten sich in der Richtung nach der Fußgängerbrücke."

„Nun, was sagen Sie zu der Bekundung dieses Zeugen?" wendete sich der Vorsitzende an den Angeklagten.

„Es mag sein, daß der Zeuge mich vom Restaurant Mühling her kennt. Wir verkehrten allerdings dort häufig. Aber ich wiederhole, ich war in jener Nacht nicht im Café Gärtner."

„Es thut mir leid, aber ich muß bei meiner Aussage bleiben," entgegnete der Kellner. „Ich habe Herrn Francke mit aller Bestimmtheit wiedererkannt. Wenn ich nicht irre, so sah ich ihn sogar einige Tage darauf nochmals auf der Straße."

„Das kennzeichnet die Glaubwürdigkeit des Zeugen," fiel da Rechtsanwalt Hellborn schnell ein. „Mein Klient ist wenige Stunden nach seinem angeblichen Verweilen im Café Gärtner verhaftet worden."

„Sie hören, was der Herr Verteidiger sagt, Zeuge," meinte der Präsident. „Sie können unmöglich den Angeklagten später nochmals gesehen haben."

Der Zeuge stand unschlüssig. „Hm, es mag sein, daß ich mich täusche," meinte er endlich. „Es kann auch schon vorher gewesen sein."

„War da mein Klient noch im Besitze seines Vollbartes?" fragte der Verteidiger.

„Nein, er war glattrasiert. Ich meine darum, daß es doch später gewesen sein muß, denn mir fiel's im Café Gärtner auf, daß er keinen Vollbart mehr trug."

„Nun, da haben wir einen untrüglichen Beweis für die Wahrhaftigkeit der Behauptung des Angeklagten, er müsse einen Doppelgänger haben," sagte Rechtsanwalt Hellborn mit erhobener Stimme. Im Zuhörerraum gab sich große Erregung kund. Der Präsident gebot Ruhe. Er ermahnte darauf den Zeugen nochmals, sich genau zu besinnen, ob er sich in der Person des Angeklagten am kritischen Abend am Ende nicht dennoch getäuscht habe.

„Nein, nein, das ist ganz ausgeschlossen. Ich hab' ein gutes Personengedächtnis. Ich grüßte ihn doch auch und nannte seinen Namen dabei. Der Angeklagte fragte mich dann überrascht, woher ich seinen Namen kenne."

„Das ist nicht wahr!" rief Gisbert Francke in großer Erregung dazwischen.

Der Präsident wollte ihm seine Heftigkeit verweisen. Aber in diesem Augenblicke erhob sich der Verteidiger.

„Ich beantrage die Vertagung," begann er. „Durch die Aussage des Zeugen hat die Behauptung meines Klienten, er habe einen Doppelgänger, an Glaubwürdigkeit gewonnen. Wir haben aus dem Schriftstück unseres Botschafters in Amerika gehört, daß der Getötete einen Sohn William besitzt. Dieser ist mit seiner Mutter seit geraumer Zeit aus Detroit verschwunden. Es kommt häufig vor, daß Söhne eines Vaters, auch wenn sie von verschiedenen Müttern stammen, sich täuschend ähnlich sehen. Die Möglichkeit liegt vor, daß sich der ältere Sohn des Lewis Francke ebenfalls in Berlin befindet. Ich beantrage, Erhebungen darüber anzustellen und bis zu deren Beendigung die Sache zu vertagen. Vielleicht stellt sich dann heraus, daß Lewis Francke doch mit einer anderen Persönlichkeit als dem Angeklagten im Café Gärtner zusammengetroffen ist."

„Ich widerspreche dem Antrag und beantrage Ablehnung desselben!" fiel der Staatsanwalt lebhaft ein. „Zugleich protestiere ich gegen die Hereinziehung willkürlich gewählter Dritter. Der Herr Verteidiger kann keine Spur einer Wahrscheinlichkeit für die in seinem Antrag versteckt liegende Verdächtigung zur Stelle bringen. Die Ermordung des Lewis Francke fällt keiner dritten Person zur Last. Ich ging übrigens heute morgen unmittelbar nach dem Empfang der Auskunft unseres Botschafters das Einwohnermeldeamt um schleunige Auskunft darüber an, ob ein William Francke hierorts gemeldet ist. Ich sah einen

ähnlichen Antrag der Verteidigung voraus. Der Bescheid kann jede Minute eintreffen."

„Dann beantrage ich die sofortige Vernehmung der Fräulein Klara Gutjahr, welche sich auf meinen Wunsch im Zeugenzimmer aufhält!" fiel der Verteidiger rasch wieder ein, da die Mitglieder des Gerichtshofes sich bereits erhoben hatten, um sich zur Beratung über seinen Antrag zurückzuziehen. „Ich ersuche noch vor Beschlußfassung über den von mir gestellten Antrag um Vernehmung der Zeugin. Diese wird ebenfalls bekunden, daß auch sie eine Persönlichkeit in den Straßen Berlins wahrgenommen hat, in welcher sie zuerst den eigenen Verlobten zu erkennen glaubte."

Der Präsident beauftragte den Nuntius, die junge Dame in den Saal zu führen.

In diesem war es lautlos still geworden. Aller Blicke hingen an der Flügelthür, durch welche die Zeugin eintreten mußte. Jetzt erschien eine schlanke, liebliche Blondine. Ihr Antlitz war blaß; ein Zug schwerer Bekümmernis lag um die fest aufeinander gepreßten Lippen, und die umflorten Augen verrieten, daß sie geweint hatte.

Mit raschen Schritten näherte sie sich dem Richtertisch. Dann, als ihr Blick den unbeweglich verharrenden Angeklagten streifte, streifte der Widerschein eines Lächelns ihre Züge, obwohl die hellen Thränen ihr von den langen Wimpern herabrannen.

„Mut, Gisbert, Mut!" kam es leise über ihre Lippen.

Der Präsident machte sie auf ihr Recht zur Zeugnisverweigerung aufmerksam.

„Ich will aussagen!" rief sie mit heller Stimme. „Es ist mir ein Herzensbedürfnis, vor aller Oeffentlichkeit zu erklären, daß mein Verlobter nicht der geringsten schlimmen That, geschweige eines wirklichen Verbrechens fähig ist!"

„Klara, meine geliebte Klara!" kam es über des An-

geklagten Lippen. Zum erstenmal drohte diesen die Fassung völlig zu verlassen.

„Zeugin, ich muß Ihnen jeden Versuch einer Verständigung mit dem Angeklagten untersagen,“ mahnte der Vorsitzende, als das Mädchen Miene machte, auf die Anklagebank zuzueilen und die ihr entgegengestreckte Hand ihres Verlobten zu ergreifen. „Ihre Gefühlsregung macht Ihnen ja alle Ehre, aber hier ist zu einer solchen Bethätigung nicht der Ort. Ich frage Sie nochmals, wollen Sie aussagen?“

„Jawohl.“

„Sie wissen vermutlich, welche Frage Ihnen vorgelegt werden soll. Es wird behauptet, daß der Angeklagte einen ihm täuschend ähnlich sehenden Doppelgänger besitzen soll. Was wissen Sie hierüber anzugeben?“

Unter der atemlosen Stille der Versammlung begann Klara Mitteilung von einer Begegnung zu machen, welche sie etwa vierzehn Tage zuvor gehabt haben wollte.

„Es war in Treptow,“ berichtete sie. „Auf Wunsch meines Vaters hatte ich an diesem Nachmittage die Zurückgezogenheit der letzten Monate unterbrechen müssen. Wir begaben uns nach dem Restaurant Zenner und nahmen auf der unteren Terrasse dicht am Wasser Platz. Nahezu gedankenlos schaute ich auf die auf und nieder gleitenden Boote und die dazwischen vereinzelt auftauchenden Dampfer. Plötzlich glaubte ich in einem ganz kleinen Ruderboot die Gestalt meines Verlobten wahrzunehmen. Er ruderte lässig und ließ seinen Nachen halb von der Strömung treiben. Mein Vater war der Richtung meiner Blicke gefolgt. Auch er hatte den Rudernden wahrgenommen. Wie ich nun in meiner Erregung aufspringen wollte, faßte er mich bei der Hand und hielt mich nieder. „Du täuschest dich,“ sagte er. „Es ist eine allerdings große Aehnlichkeit, die dich irreführt. Errege hier kein Aufsehen.“ Dann aber rief er doch selbst zweimal: „Francke, Francke!“

„Wie verhielt sich der Angerufene?“ forschte der ersichtlich interessierte Präsident.

„Er wendete den Kopf und blickte zu uns herüber. Ich vermochte voll in sein Gesicht zu sehen. In diesem Moment wußte ich aber schon, daß mich nur eine große Aehnlichkeit verführt hatte. Der Fremde blickte hart und finster, ganz anders wie mein Verlobter. Es war ihm ersichtlich unangenehm, dem Anruf Folge gegeben zu haben. Plötzlich legte er die Ruder fest ein, und in raschen Stößen brachte er das Boot um die uns gerade gegenüberliegende Spreeinsel. Er verschwand gleich darauf unseren Blicken.“

Ihre Aussage brachte einen augenscheinlich tiefen Eindruck auf die Geschworenen hervor. Einer derselben erkundigte sich, ob Vater und Tochter keinen Versuch gemacht hätten, dem auffälligen Doppelgänger nachzuforschen. Dies war von seiten des Konsuls geschehen. Auf sein Betreiben waren sie wenige Minuten später ebenfalls in ein Boot gestiegen, hatten den Verfolgten aber nicht aufspüren können.

Konsul Gutjahr war gleichfalls zur Stelle und wurde auf Antrag des Verteidigers auch vernommen. Beim Eintritt tauschte er mit dem Angeklagten einen kurzen Gruß aus, erklärte aber gleich darauf vor den Richtern, daß mit seiner Einwilligung von einer Fortdauer des Verlöbnisses keine Rede sein könnte. Dem sich ziemlich reserviert gebenden Manne war anzumerken, daß er im Innern von der Schuld des Angeklagten überzeugt war.

Der Gerichtshof behielt sich seinen Beschluß über den Vertagungsantrag der Verteidigung vor und entschied, daß einstweilen in der Vernehmung der Zeugen fortzufahren sei.

„Kommissar Varnhagen soll eintreten!“

Derselbe schilderte nochmals ausführlich die Auffindung der Leiche.

„Was veranlaßte Sie, sich ohne weiteres in die Wohnung des Angeklagten zu begeben?“ fragte der Präsident.

„Das ergab sich ganz von selbst aus der mir am Thatort gemachten Anzeige des Kellners Schmidt.“

„Wie benahm sich der Angeklagte, als Sie ihn mit dem Zwecke Ihres Erscheinens bekannt machten?“

„Er legte eine gezwungene Fassung an den Tag, welche mich indessen nicht irreführte. Die dahinter unverkennbar lauernde Erregung flößte mir gleich Mißtrauen ein. Ich begann mit der Frage, wo er die vergangene Nacht zugebracht habe. Er erklärte zuerst, in Gesellschaft gewesen zu sein, verweigerte dann aber, als ich nach dem Orte dieses gesellschaftlichen Beisammenseins forschte, jede weitere Auskunft. Als ich ihn dann aber fragte, ob sich in dieser Gesellschaft auch sein Vater Lewis Francke befunden habe, wurde er blaß, begann zu zittern und starrte mich verstört an. Ich weiß selbst kaum, wie ich dazu kam, aber ich sagte ihm den Mord ohne weiteres auf den Kopf zu. Da wurde er geradezu rasend. Er schrie mich an, ich sei wohl wahnsinnig; er sei in der vergangenen Nacht gar nicht in die Nähe der Station Bellevue gekommen. Damit wußte ich aber auch schon, daß ich den Thäter vor mir hatte, denn ich hatte mich natürlich gehütet, auch nur die geringste Andeutung über den Thatort zu machen. Von dritter Seite konnte er über das geschehene Verbrechen noch nichts gehört haben, da ich ja selbst kaum erst Kenntnis davon erhalten hatte, und er überdies erst auf mein Betreiben aus den Federn geholt worden war.“

Die Aussage des Zeugen rief wahre Sensation im Saale hervor. Man stieß sich gegenseitig an und nickte sich bedeutungsvoll zu. Auch auf der Geschworenenbank zeigte sich lebhafte Erregung.

„Sie behaupten also, daß der Angeklagte durch eine unvorsichtige Bemerkung sich verraten habe, bevor Sie ihm über Ausführung des Verbrechens oder den Thatort des

letzteren das geringste angegeben hatten?" fragte der Vorsitzende mit erhobener Stimme.

„Ganz gewiß, das behaupte ich!" bestätigte Varnhagen. „Der Angeklagte wird den Sachverhalt nicht ableugnen können."

Aller Blicke richteten sich auf Gisbert Francke. Dieser stand mit schwer arbeitender Brust; aber er gab auf eine Frage des Präsidenten keine Antwort.

„Sie können es auf Ihren Eid nehmen, daß sich die Unterredung genau so abgespielt hat?" fragte an seiner Statt der Verteidiger.

„Auf meinen Eid!" gab der Kommissar mit großer Bestimmtheit zurück. „Ich nahm daraus Veranlassung, den Angeklagten ohne weiteres zu verhaften."

„Wie benahm sich der Angeklagte weiter?"

„Er schien nun ganz gefaßt. Er fragte nur noch, ob mit seinem etwaigen Geständnisse die Angelegenheit vorläufig erledigt sei, oder von Amts wegen die Nachforschungen fortgesetzt werden würden. Auf meine Entgegnung, daß dies angesichts eines glaubwürdigen Geständnisses natürlich nicht geschehen würde, da ja kein Grund dazu vorliege, gab mir der Angeklagte unaufgefordert ein volles, unumwundenes Schuldeingeständnis."

Es war förmlich den Gesichtern der Geschworenen abzulesen, wie bei diesen die bisher für den Angeklagten günstig gewesene Stimmung umschlug. Auch in den Reihen der Zuhörer wurden geteilte Meinungen laut. Es bedurfte der energischen Drohung des Vorsitzenden, ohne weiteres den Saal räumen zu lassen, um die vorige Ruhe und Aufmerksamkeit wiederherzustellen.

„Angeklagter, wollen Sie jetzt Ihr Leugnen noch immer nicht aufgeben?" fragte der Vorsitzende in vorwurfsvollem Tone. „Die Unbeholfenheit, mit welcher Sie dem erfahrenen Kriminalbeamten in die Falle gingen, macht

Ihnen vom menschlichen Standpunkte aus alle Ehre; ein kaltblütiger Verbrecher würde sicherlich hartnäckig zu leugnen versucht haben. Aber nun ersparen Sie Ihnen und uns die Qual einer weiteren ganz nutzlosen Zeugenvernehmung und gestehen Sie!"

Der Verteidiger hatte sich ganz nach seinem Klienten umgewendet; des letzteren Blick streifte ihn mit völlig ratlos gewordenem, wie hilfeheischendem Ausdrucke.

Doktor Hellborn nickte seinem Klienten ermutigend zu, als wollte er sagen: Nur heraus mit der Sprache!

„Ich möchte eine Erklärung abgeben," sagte der Angeklagte plötzlich hastig.

„Reden Sie!"

„Ich will einräumen, daß ich etwas Aehnliches wie die mir zur Last gelegte That wirklich beabsichtigt hatte. Aber es war nur die Ausgeburt einer gequälten Phantasie. Mein Vater hatte die sofortige Zahlung der zwanzigtausend Mark zur unerläßlichen Bedingung gemacht. Er erklärte, daß hierüber nicht die Sonne untergehen dürfe; bereits am nächsten Morgen sei es zu einer Vertuschung des Skandals zu spät geworden. Wie ich nun immer noch zauderte, schlug er mir das Café Gärtner als Treffpunkt für den Abend vor. Da war es mir plötzlich, als ob ich eine Vision hätte. Ich sah mich auf der Fußgängerbrücke und faßte den alten Mann. Eine Stimme im Innern rief mir zu: Das ist die einzig mögliche Lösung! Ich gestehe freimütig ein, daß ich einen Augenblick irre an mir selbst wurde und vielleicht fähig gewesen wäre, dem Versucher zu unterliegen. Wirklich ging ich auch auf den Vorschlag des Vaters ein, mich mit ihm in jenem Garten zu treffen. Erst als er sich entfernen wollte, siegte die bessere Erkenntnis, ich rief ihn zurück und händigte ihm das Geld ein. Während ich in der darauffolgenden Nacht im Freien umherirrte, mußte sich meine gequälte Phantasie unaufhörlich mit der drohen-

den Zukunft beschäftigen, und als ich zu kurzer Rast daheim mich hingelegt hatte, sah ich mich in furchtbaren Träumen auf der Fußgängerbrücke im tödlichen Ringen mit meinem Vater. Schweißgebadet erwachte ich unter der weckenden Hand meines Dieners. Aber die quälenden Vorstellungen setzten sich auch noch im Wachen fort, ich wurde sie auch unter dem Eindrucke der inquirierenden, verfänglichen Worte des Kommissars nicht los. Und so geschah es wider meinen Willen, daß ich von jenem Orte sprach, an welchem das von mir geplante Verbrechen mittlerweile wirklich verübt worden war."

Erschöpft, mit einem tiefen, befreienden Atemzuge endigte der Angeklagte. Scheu streifte dabei sein Blick die in der vordersten Zeugenreihe sitzende Braut. Aber deren Lächeln, verbunden mit einem aufmunternden Kopfnicken, ließ ihn erleichtert aufatmen.

„Ist das alles, was Sie zu gestehen haben?" fragte der Präsident in nicht eben freundlichem Tone. Er hatte den Darlegungen des Angeklagten anfänglich mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht, die aber immer mehr sich herabgemindert und schließlich einem leicht spöttischen Lächeln Raum gegeben hatte.

Gisbert Francke begnügte sich mit kurzem Kopfneigen.

„So fahren wir in der Verhandlung fort. Hat noch jemand eine Frage an den Zeugen Varnhagen?"

Der Verteidiger erhob sich.

„Ist die Leiche von dem Schiffer geborgen worden, oder blieb sie bis zu Ihrer Ankunft unberührt an der Fundstelle?"

„Sie war noch unberührt."

„Den Kahn untersuchten Sie nicht?"

„Ich hatte dazu keine Veranlassung, da auf den Inhaber desselben kein Verdacht fallen konnte. Er ist mir zudem als ein braver und auch wohlhabender Mann, der in Lübben beheimatet ist, schon seit Jahren bekannt."

„Und seine Knechte?“

„Aber Herr Rechtsanwalt,“ unterbrach der Vorsitzende den Fragenden ungeduldig, „Sie können doch unmöglich annehmen, daß die That von Schifferknechten ausgeführt worden ist, die zudem weder wissen konnten, daß das Opfer im Besitz von erheblichen Geldmitteln gewesen ist, oder auch nur willens war, über die Fußgängerbrücke nach Hause zu gehen.“

„Ich kann mich über einen jetzt zur Sprache zu bringenden dunklen Punkt nicht so wegsetzen wie der Herr Präsident,“ sagte Hellborn. „Mein Klient behauptet, seinem Vater zwanzigtausend Mark ausgehändigt zu haben. Diese Summe ist in dem Besitze des Verlebten nicht gefunden worden.“

„Das beweist doch höchstens, daß die Angabe des Angeklagten unwahr ist,“ fiel der Staatsanwalt ein. „Aber ich gehe nicht einmal so weit. Der Angeklagte behauptet ja, seinen Vater schon nachmittags im Fabrikcomptoir ausgezahlt zu haben. Ist dies richtig, so wird Lewis Francke das viele Geld nicht noch am Abend mit sich herumgetragen haben.“

„Welchen Grund hätte mein Klient dann gehabt, abends mit seinem Vater nochmals zusammenzutreffen?“ erwiderte Hellborn rasch. „Er wollte doch sicherlich keinen intimen Gedankenaustausch mit dem von ihm verachteten Erpresser herbeiführen. Es lag ihm nur daran, das Geschäftliche, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, zu erledigen, und zwar so rasch als möglich. War dies bereits nachmittags geschehen, wozu die abendliche Zusammenkunft?“

„Aber ich begreife wirklich nicht, wohin diese Ausführungen eigentlich zielen sollen!“ äußerte der Vorsitzende ungehalten. „Ich räume der Verteidigung gern den weitesten Spielraum ein, aber dies darf nicht zu einer Verzettelung der bereits gewonnenen Ergebnisse führen.“

„Das mich leitende Ziel wird ohne weiteres klar erkennbar werden,“ fuhr Hellborn fort, ohne sich aus seiner sachlichen Ruhe bringen zu lassen, „wenn ich erkläre, daß die ja ebenfalls als Zeugin geladene Zimmervermieterin Tinschmann, bei der Lewis Francke wohnte, aussagen wird, daß der Ermordete vor seinem letzten Weggang noch nicht so viel Geld besessen hat, um trotz ihrer Mahnung die seit zwei Monaten rückständige Miete zu bezahlen. Er erklärte aber, noch an demselben Abend eine größere Summe einzunehmen. Er borgte sich zu diesem Zwecke eine braunlederne Banknotentasche von seiner Wirtin. Diese Tasche ist weder bei der Leiche noch auch gelegentlich der wiederholt und gewiß sehr eingehend geführten Haussuchungen in der Wohnung meines Klienten aufgefunden worden. Ich erwähne das letztere, um dem Herrn öffentlichen Ankläger das Argument vorwegzunehmen, als könnte mein Klient die Brieftasche wieder seinem Opfer abgenommen haben.“

„Das halte ich selbst für unwahrscheinlich,“ meinte der Staatsanwalt mit überlegenem Lächeln. „Der Angeklagte wird einfach auch abends die Summe nicht ausgezahlt haben. Das spricht ja gerade dafür, daß er die That mit Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt hat.“

„Wo blieb denn aber die braunlederne Brieftasche?“ entgegnete Hellborn mit unerschütterlicher Ruhe. „Man borgt sich doch nicht eine Brieftasche, nur um sie nachher wegzuwerfen. Trifft die Annahme des Herrn Staatsanwalts zu, daß Lewis von seinem Sohne kein Geld erhalten hat, so konnte er dies vor seinem Eintritt in das Café Gärtner doch nicht wissen. Gleich nach seinem Fortgange ist er aber das Opfer eines Verbrechens geworden. Ich wiederhole darum: wo blieb die Brieftasche?“

Die Ausführungen des Rechtsanwalts machten augenscheinlichen Eindruck auf die Geschworenen. Einer von

ihnen wollte wissen, ob man denn nicht Nachforschungen im Spreebett nach dem Verbleib der Tasche angestellt habe.

Kommissar Varnhagen bejahte dies, es sei aber nichts zu entdecken gewesen.

Ein zweiter Geschworener wollte den Kellner Schmidt befragt wissen, ob dieser im Besitze des alten Francke größere Barmittel wahrgenommen habe. Der Zeuge glaubte sich entsinnen zu können, eine braunlederne Brieftasche in Lewis' Händen erblickt zu haben, er setzte aber vorsichtig hinzu, daß er diese Angabe, da er sich doch irren könnte, nicht auf seinen Zeugeneid nehmen wollte.

Nunmehr wurde die von der Verteidigung geladene Zeugin Tinschmann vorgerufen. Sie bestätigte lediglich die Ausführungen des Verteidigers. Dann, als ihr Blick zufällig den Angeklagten streifte, zuckte sie betroffen zusammen.

Dem Präsidenten war ihre Bewegung nicht entgangen.

„Kennen Sie den Angeklagten?" forschte er.

Die Frau erschien verwirrt. „Allerdings," brachte sie zögernd hervor. „Der Herr dort war einigemal bei meinem Zimmerherrn. Er ist nicht mehr ganz so stark wie früher, und er scheint mir noch ein bißchen gewachsen."

Unter den Zuhörern machte sich kaum verhaltene Heiterkeit geltend. Aber die Zeugin, welche den Angeklagten mit immer regerem Interesse betrachtete, ließ sich nicht irre machen.

„Ich kenne die Frau nicht. Ich sehe sie heute zum erstenmal," beteuerte Gisbert Francke, der inzwischen mit finsterer Miene unbeweglich dagestanden hatte.

„Nein, er scheint es doch nicht zu sein. Aber solche Aehnlichkeit!" rief die Zeugin betreten.

„Wer scheint es nicht zu sein? Und warum scheint er es nicht zu sein?" forschte der Vorsitzende.

Die Zimmervermieterin gab nicht sogleich Antwort, sie trat näher an die Anklagebank heran und schaute Gisbert Francke unverwandt in das Gesicht.

„Und er ist es doch!" rief sie laut. „Lieber Herr, nicht wahr, Sie sind bei mir gewesen? Es war am ersten August. Sie kamen und zahlten mir die Miete für Herrn Francke."

„Unmöglich, der Herr hier ist einige Tage vorher verhaftet worden!" fiel Hellborn ein.

„Bitte, lassen Sie die Frau ausreden!" unterbrach ihn der Präsident. „Sagen Sie ohne Scheu, was Sie wissen. War es vielleicht einige Tage früher, Frauchen?"

„Nein, es war am ersten August. Ich weiß es genau. Das Geld kam mir gerade recht zur Miete. Der Herr hier fragte doch auch noch, ob die Polizei die Sachen des Herrn Francke beschlagnahmt habe. Das war freilich geschehen, aber es war fast nichts, er hatte nicht viel anzuziehen. Auch nach Geschriebenem fragte der Herr. Aber da hatte auch schon die Polizei nichts gefunden, denn Herr Francke verbrannte jede Zeile, wenn er sie kaum gelesen hatte. — Nicht wahr, lieber Herr, Sie waren bei mir?"

„Sie irren sich," entgegnete der Angeklagte.

Der Staatsanwalt hatte sich schon vor einer Weile erhoben; er wollte gerade das Wort ergreifen, als er durch einen an ihn herantretenden Schutzmann daran verhindert wurde. Der Schutzmann überreichte ihm ein amtliches Schreiben und machte Kehrt.

Kaum hatte der Staatsanwalt es geöffnet und einen Blick auf seinen Inhalt geworfen, als er auch schon lebhafte Spannung bekundete. Gleich darauf trat er hinter den Stuhl des Präsidenten und händigte diesem das Schreiben ein.

„Eine amtliche Auskunft des Einwohnermeldeamts, welche ich den Herrn Präsidenten zu verlesen ersuche."

[redacted]

Der Vorsitzende verlas unter der atemlosen Aufmerksamkeit der Versammlung:

„Gemeldet Witwe Mary Francke, geborene Davis, sowie als Sohn William Francke, Ingenieur, beide amerikanischer Staatsangehörigkeit, zugezogen nach Ausweis der Abmeldepapiere am 7. Juni d. J. aus Hamburg.“

Eine allgemeine Bewegung gab sich in dem Saale kund. Der Angeklagte stand mit vergrößerten Augen, als ob er nie mehr Gehofftes zu hören bekommen habe; seine Braut war aufgeschnellt und würde auf den Angeklagten zugeeilt sein, wenn sie der Nuntius nicht halb mit Gewalt daran gehindert hätte. Hellborn hatte sich nach seinem Klienten umgewandt und diesem herzlich die Hand gereicht.

„Es sind vermutlich Anträge zu stellen?“ fragte der Präsident, dabei Staatsanwalt und Verteidiger der Reihe nach anblickend.

Der erstere hatte sich wieder erhoben.

„Es wird sich kaum umgehen lassen, den William Francke als Zeugen zu verhören,“ sagte er. „Mit Bewilligung des Gerichtshofes werde ich ihn durch einen Boten sofort herbeiholen lassen. Es dürfte sich empfehlen, bis zu seiner Zurückkunft die Sitzung zu unterbrechen.“

„Und Sie, Herr Verteidiger?“ fragte der Präsident, der sich gleich den beiden Beisitzern bereits erhoben hatte.

„Selbst auf die Gefahr hin, einem vielleicht Unschuldigen wehe zu thun, gebietet mir das wohlverstandene Interesse meines Klienten, den Antrag auf vorläufige Festnahme des William Francke und seiner Mutter und Veranstaltung einer sofortigen Haussuchung zu stellen. Nach dem Gange der bisherigen Verhandlung erscheint William Francke der Thäterschaft hinreichend verdächtig, um meinen Antrag zu rechtfertigen. Möge es dem Gerichtshof gefallen, den hier anwesenden Kommissar Varnhagen sofort nach Schöneberg zu entsenden und in der Wohnung besonders nach dem

Verbleibe der bewußten braunledernen Brieftasche forschen zu lassen."

Der Staatsanwalt glaubte dem Antrage der Verteidigung aus Billigkeitsgründen nicht widersprechen zu sollen, und unter dem beklommenen Schweigen der Versammlung zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück.

Nur wenige Minuten verstrichen, dann erschien der Gerichtshof auch schon wieder im Saale, und der Präsident verkündete die Annahme der von der Verteidigung gestellten Anträge.

„Bis zur Rückkunft des Kommissars wird Aussetzung der Sitzung beschlossen, die Herren Geschworenen haben sich zur Verfügung des Gerichtshofes zu halten. Der Angeklagte wird abgeführt!"

3.

Von den Zuhörern verließ kaum ein einziger den mühevoll erkämpften Platz. Der Widerstreit der Ansichten und Meinungen wogte erregt hin und her; im allgemeinen zeigte man sich indessen geneigt, den Unschuldsbeteuerungen des Angeklagten Glauben zu schenken. Nur vereinzelte hielten an ihrer gegenteiligen Meinung fest.

Etwas über eine Stunde war in derartigem Zuwarten verstrichen, als sich das Gerücht im Saale verbreitete, Kommissar Varnhagen sei bereits wieder zurück. Es sollte sich alsbald bewahrheiten. Wenige Minuten später trat der Gerichtshof wieder ein, und die rasch herbeigerufenen Geschworenen füllten wieder die ihnen zugewiesenen Bänke. Der Angeklagte wurde wieder vorgeführt, die Sitzung für wiedereröffnet erklärt.

„Kommissar Varnhagen soll eintreten!"

Dieser durchschritt elastisch den Saal; er trug eine Aktenmappe unter dem Arme, die er dem Vorsitzenden einhändigte.

„Melde gehorsamst den Sistierten zur Stelle,“ berichtete der Kommissar. „Frau Francke ist nicht transportfähig, sie liegt schwerleidend darnieder. Ich habe einen Posten in der Wohnung zurückgelassen. Die bei der Haussuchung von mir beschlagnahmten Sachen habe ich mitgebracht.“

Der Präsident öffnete die Mappe; das erste, was er ihr entnahm, war eine braunlederne, ziemlich abgegriffene Brieftasche. Der übrige Inhalt bot nur dürftige Ausbeute; es waren zumeist Korrespondenzen und andere belanglose Sachen. Die Erregung im Saal erreichte ihren Höhepunkt, als der Präsident die Brieftasche öffnete und derselben neunzehn Tausendmarkscheine, sowie vier Hundertmarkscheine entnahm.

Die sofort vorgerufene Frau Tinschmann erkannte mit großer Bestimmtheit in der ihr vorgelegten Tasche ihr Eigentum; auch die Nummern der Tausendmarkscheine stimmten mit dem Verzeichnis überein, welches nach Gilbert Franckes Verhaftung in dem im Fabrikcomptoir aufgestellten Geldschrank aufgefunden worden war.

„Wir schreiten zur Vernehmung des William Francke!“ entschied der Präsident.

Unter dem atemlosen Schweigen der Versammlung geleitete der Nuntius den Sistierten in den Saal.

Alles streckte die Hälse, um den Hereintretenden besser sehen und ihn auf die Aehnlichkeit mit dem Angeklagten prüfen zu können.

Die Aehnlichkeit der beiden Männer war allerdings geradezu verblüffend. William Francke war etwas kleiner und beleibter als der Angeklagte; beiden aber war dasselbe energische, charakteristische Gepräge der Gesichtszüge, derselbe offene und doch strenge Blick, die ganze selbstbewußte Haltung gemeinsam.

Selbst der Vorsitzende bedurfte einer kurzen Samm-

lung, ehe er sich so weit wieder beherrscht hatte, um mit dem Verhör beginnen zu können.

„Man hat mich vom Krankenbett meiner Mutter weggeschleppt," redete ihn da aber William Francke schon an. „Mit welchem Rechte? Ich protestiere gegen diese entwürdigende Behandlung. Ich bin amerikanischer Bürger und stelle mich ausdrücklich unter den Schutz unserer Botschaft."

Selbst seine Stimme hatte, wie man allgemein im Saale bemerkte, mit der des Angeklagten viel Gemeinsames.

„Es soll Ihnen keines Ihrer Rechte vorenthalten werden," unterbrach ihn der Präsident kühl. „Vorläufig haben Sie hier Zeugnis abzugeben. Ist Ihnen der Angeklagte dort bekannt?"

Mit unverkennbarer Neugierde heftete der Gefragte den Blick auf Gisbert; gleich darauf wendete er sich aber kopfschüttelnd wieder ab. „Nicht daß ich wüßte," versetzte er. „Ich sehe diesen Herrn vermutlich zum erstenmal in meinem Leben. Er kommt mir allerdings merkwürdig bekannt vor."

Diese Worte erregten einen flüchtigen Heiterkeitsausbruch im Saale, der indessen durch eine gebietende Handbewegung des Vorsitzenden sofort wieder gebannt wurde.

„Sie sind der ältere Stiefbruder des Angeklagten?" fragte der Präsident.

„Nein!" lautete die schroffe Entgegnung. „Mein Vater ist bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode mit meiner Mutter rechtsgültig verheiratet gewesen. Aus dieser Ehe bin nur ich hervorgegangen. Ich muß es ablehnen, illegitime Verwandtschaftsbande anzuerkennen."

Durch die Gestalt Gisberts ging bei diesen verletzenden Worten ein Zucken, aber es drang kein Laut über seine Lippen, obwohl sich diese wiederholt zum Sprechen öffneten.

„Ihre Mutter und Sie lebten zuletzt in keinem guten Einvernehmen mit Ihrem Vater?“ fuhr der Präsident fort. „Wenigstens hatten Sie getrennte Wohnungen inne.“

„Meine Familienverhältnisse sind durch die Schuld meines Vaters sehr trübe,“ erklärte William Francke. „Wir, meine Mutter und ich, haben alle Ursache, uns meines Vaters zu schämen. Durch seine Schuld mußte ich eine geachtete und gefestigte Lebensstellung in meiner Heimat aufgeben und sehe mich gezwungen, von vorn wieder anzufangen.“

„Warum wendeten Sie sich aber gerade nach Berlin?“ forschte der Vorsitzende. „Wollten Sie denn mit Ihrem Vater hier zusammentreffen?“

„Muß ich darauf Antwort geben?“

„Es wird in Ihrem eigenen Interesse liegen, zwingen kann ich Sie dazu nicht.“

„Nun denn, wir reisten meinem Vater nach, um ihm womöglich einen Teil seines Raubes wieder abzunehmen. Er hatte durch ein Verbrechen uns an den Bettelstab gebracht. Ich ruhte nicht, bis ich seine Spur wieder auffand. Ich nehme nicht zu erklären Anstand, daß ich meinen Vater der hiesigen Behörde übergeben haben würde, hätte er uns nicht wenigstens teilweise Schadenersatz zu leisten vermocht.“

Es sprach eine solche verstandesnüchterne Herzenskälte aus den Worten des Zeugen, daß der Vorsitzende nur mit Mühe ein Wort der Mißbilligung unterdrücken konnte. Plötzlich fragte er unvermittelt: „Sind Sie in der Lage, Ihren Aufenthalt während der Nacht vom 26. auf den 27. Juli nachzuweisen?“

Kein Muskel in dem Gesicht des Gefragten veränderte sich; er schob nur lässig die Schultern hoch. „Da muß ich zuerst nachdenken. Wahrscheinlich war ich zu Hause. Meine Mutter ist schon leidend hier eingetroffen. Unmittel-

bar darauf wurde sie schwer krank. Sie ist es auch heute noch, sonst wären wir längst wieder nach Amerika zurückgekehrt. Ich bin ihr einziger Pfleger und schon aus diesem Grunde sehr häuslich."

„Sie haben in der kritischen Nacht also nicht etwa ein Gartenlokal, zum Beispiel das am Bellevuebahnhof gelegene Café Gärtner, aufgesucht?"

„Wohl schwerlich."

„Schmidt, treten Sie noch einmal vor," gebot der Präsident dem Zeugen.

Der Kellner aus dem Café Gärtner näherte sich in offenbar großer Verwirrung dem Richtertische. Forschend, mit weitgeöffneten Augen hatte er William Francke schon die ganze Zeit über betrachtet.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte der Vorsitzende. „Sehen Sie sich ihn genau an."

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll," stotterte der Kellner verlegen. „Ich möchte es beinahe auf meinen Eid nehmen, daß es dieser Herr war, den ich damals im Restaurationsgarten mit dem Alten zusammen gesehen habe."

William Francke blieb ganz gelassen.

„Warten Sie einmal," sagte er dann, als ob es sich um eine ganz nebensächliche Angelegenheit handelte, „haben Sie mich nicht einmal mit meinem Namen begrüßt? Natürlich. Ich glaube Sie wiederzuerkennen, es war in dem Wirtshause an der Spree. Ich traf dort mit meinem Vater zusammen. Ich sah ihn damals zum letztenmal lebend. Er soll noch in derselben Nacht verunglückt oder das Opfer eines Verbrechens geworden sein."

Die Verblüffung, welche diese Worte des Zeugen hervorbrachten, war eine allgemeine; sie wurde noch gesteigert, als der Präsident dem Amerikaner die braunlederne Brieftasche vorhielt und ihn fragte, was es mit dieser Brieftasche für eine Bewandtnis habe.

„Ich erhielt die Brieftasche von meinem Vater,“ berichtete William kaltblütig weiter, „es war gelegentlich unserer letzten Zusammenkunft in jenem Wirtshause.“

„Eben dem Café Gärtner?“ schaltete der Präsident ein.

„Das mag sein, ich merke mir nicht leicht Wirtshausnamen. Mein Vater zahlte zwanzigtausend Mark an mich zurück. Von dieser Summe müssen noch neunzehntausendvierhundert Mark in der Tasche liegen.“

„Wie erklären Sie es, in den Besitz einer Tasche gekommen zu sein, welche Ihrem Vater selbst nicht gehörte?“

„Sie fragen mich wirklich zu viel. Ich höre eben erst, daß die übrigens wertlose Tasche fremdes Eigentum sein soll. Jedenfalls händigte mir mein Vater die Summe in ihr aus.“

„Wußten Sie, woher Ihr Vater das Geld erhalten hatte?“ setzte der Vorsitzende das Verhör fort.

Nur ganz unmerklich zögerte der Gefragte; dann neigte er leicht das Haupt. „Ja, ich wußte es. Mein Vater hatte die unterschlagenen Gelder bereits in Monaco verspielt, als ich ihn einholte. Ich stellte ihn vor die Wahl, verhaftet und an die Heimat ausgeliefert zu werden oder mir zwanzigtausend Mark zurückzuzahlen. Ich habe schon gesagt, daß meine Mutter und ich unser Letztes hergegeben hatten, um seine Unterschleife teilweise zu decken. Mein Vater suchte mich zu beschwichtigen, indem er mir sagte, daß er von früherher Beziehungen in Berlin habe, die er vielleicht ausnützen könnte. Ich müsse ihm jedoch Zeit lassen, da sein Vorhaben gewisse Vorbereitungen beanspruche.“

„Mit anderen Worten, Sie wußten darum, daß Ihr Vater eine hochachtbare Frau unglücklich gemacht hatte, und veranlaßten ihn wohl nun gar noch, Kapital aus seiner Schändlichkeit zu schlagen.“

„Wir wollen darüber nicht streiten!“ entgegnete William frostig. „Ich könnte sagen, daß ich nicht einsehe, warum

andere ungerupft davonkommen sollen, während meine Mutter und ich unser ganzes Vermögen für das zweifelhafte Vergnügen haben hergeben müssen, einen solchen Gatten und Vater gehabt zu haben. Aber die Quelle, aus der mein Vater schöpfte, entdeckte mir dieser erst, als er mir das Kapital einhändigte. Zuvor hatte ich auf seine allgemeinen Andeutungen nicht viel gegeben; die überaus schwer einsetzende Krankheit meiner Mutter hatte mich auch zu sehr in Anspruch genommen, zudem interessierten mich die hiesigen Beziehungen meines Vaters wirklich nicht. Ich begnügte mich damit, ihm mit dürren Worten meine Meinung über seine Handlungsweise zu sagen."

„Aber das Geld steckten Sie ruhig ein?" konnte der Verteidiger sich nicht enthalten, sarkastisch dazwischen zu rufen.

William schaute ihn hochmütig von der Seite an. „Ich habe keine Veranlassung, mich hierüber mit Ihnen auseinanderzusetzen," sagte er. „Woher das Geld stammte, konnte mir gleichgültig sein; jedenfalls hatte ich die Pflicht, für meine Mutter zu retten, was noch möglich war." Er schwieg und schaute den Präsidenten mit der Miene eines Mannes an, der seiner Pflicht durchaus genügt zu haben glaubt und nun entlassen zu werden wünscht.

„Wann verließen Sie mit Ihrem Vater das Café Gärtner?"

„Es war ziemlich spät. Ich mußte eilen, um den letzten Ringbahnzug noch zu erreichen. Derselbe fuhr gerade in die Halle ein, als ich das obere Treppenende passierte."

„Soweit wir Ihre Angaben zu kontrollieren in der Lage sind, haben Sie sich bisher streng an die Wahrheit gehalten," sagte der Präsident. „Auf der Anklagebank dort steht ein Mann, des Mordes an Ihrem und seinem Vater beschuldigt. Der Verdacht fiel auf ihn, weil er bis unmittelbar vor der That sich in Gesellschaft des Opfers

befunden haben, dann aber auch begründete Ursache gehabt haben soll, das Ableben des Lewis Francke zu wünschen. Durch Ihre eigene Aussage wird nun aber bewiesen, daß Sie und nicht der Angeklagte jener Begleiter waren. Sie räumen ein, mit Ihrem Vater zusammen den Restaurationsgarten verlassen zu haben. Nun steht aber fest, daß kaum fünf Minuten später an Ihrem Vater ein Mord verübt worden ist. Was haben Sie hierauf zu erwidern?"

William Francke begnügte sich mit einem frostigen Achselzucken; seinen verschlossenen Zügen war weder Erregung noch Mißbehagen über die Frage des Präsidenten anzumerken.

„Ich glaube schon gesagt zu haben, daß ich mich unmittelbar vor dem Gartenlokal von meinem Vater getrennt habe. Was sich nachher ereignet hat, entzieht sich völlig meiner Kenntnis."

„Sie haben Ihren Vater also nicht über die Fußgängerbrücke geleitet?"

„Nein."

„Sie haben also auch keine Ahnung, wer Schuld an dem plötzlichen Ableben Ihres Vaters trägt?"

„Wie sollte ich wohl? Die letzte Beziehung zwischen meinem Vater und mir hatte in dem Moment aufgehört, in dem er mir das Geld eingehändigt hatte."

„Woher erfuhren Sie von dem Tode Ihres Vaters?"

„Durch die Zeitung, ungefähr vier Tage darauf."

„Merkwürdig bleibt es, daß Sie keinerlei Schritte unternommen, sich nicht einmal bei der Behörde gemeldet haben."

„Wozu denn? Um Scherereien zu haben? Ich gestehe offen, daß ich den Tod meines Vaters als eine Erlösung für uns aufgefaßt habe."

Die sichere, frostige Manier des Zeugen erschütterte den bisher bewiesenen Gleichmut des Präsidenten. Schroff sagte er: „Wie nun, wenn man Verdacht wider Sie erhöbe?"

„Ah, Sie nehmen vielleicht an, ich sei es, der meinen Vater ermordete?“ fragte William kaltblütig zurück. „Nun, ich hatte wirklich verteufelt wenig Ursache, meinen Vater zu töten, nachdem er mir das Geld ausgezahlt hatte.“

„Es steht noch nicht fest, ob Ihnen Ihr Vater die Tasche mit dem Geld gegeben hat. Sie können sie ihm ebenso gut auf der Fußgängerbrücke entrissen haben.“

„Ah, Possen!“ rief William spöttisch. „Will man mich etwa zum Mörder stempeln? Man möge sich vorsehen, ich bin nicht der Mann, ungestraft sich auf leere Verdachtsgründe hin schädigen zu lassen. Ich bin Amerikaner. Wollen Sie mir gefälligst sagen, auf welche Weise ich dieses erstaunliche Verbrechen verübt haben soll?“

„Zeuge,“ ermahnte der Präsident, „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Art Ihres Auftretens ganz ungehörig ist. Ihre augenblickliche Lage ist ernster, als Sie vermuten mögen. Jener Mann dort steht unter der Anklage, Ihren Vater von der sogenannten Fußgängerbrücke gewaltsam über die Brüstung in den Strom geschleudert zu haben. Durch Ihre Zeugenaussage sind nun aber viele der gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe entkräftet worden.“

„Sie meinen darum, es sei füglich in mir der Thäter zu suchen?“ fragte William mit kaltem Lächeln.

„Ein solcher Schluß läßt sich nur schwer abweisen. Sie sind ein kräftiger Mann, es kann Ihnen nicht schwer gefallen sein, den Unglücklichen mit beiden Armen zu umfassen, ihn gegen das Geländer zu drängen und kopfüber ins Wasser zu stürzen.“

„Mit beiden Armen!“ sagte William gelassen. „Ich besitze leider nur einen Arm, hier der rechte ist ein künstliches Glied.“

Eine einschlagende Bombe hätte kaum größere Sensation erregen können als diese Behauptung des Zeugen,

in welchem den eigentlichen Thäter zu sehen schon die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden geneigt war.

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ fuhr William spöttisch fort, nachdem er sich einen Moment an dem Erstaunen der Anwesenden geweidet hatte. Zugleich streifte er geschickt mit der Linken den Gehrock ab, schlug den Hemdärmel von dem rechten Arme zurück und offenbarte dadurch, daß dieser wirklich nur eines jener mechanischen Kunstwerke war, wie sie in berühmten Spezialwerkstätten als Ersatz natürlicher Gliedmaßen hergestellt werden. Gleichzeitig öffnete der Zeuge mit den Lippen die Hemdmanschette des linken Armes und hob diesen hoch.

„Sie sehen, ich bin ein Stiefkind der Natur, meine Herren,“ sagte er mit bitterem Auflachen. „Als Folge der englischen Krankheit behielt ich noch aus den Kinderjahren diesen verkrüppelten linken Arm, er ist eben stark und geschickt genug, um leidlich eine Feder zu führen, oder mir die bei der Toilette nötigen Handreichungen zu verrichten. Zu mehr ist er nicht zu brauchen. Den gesunden rechten Arm verlor ich vor zwei Jahren bei einem Unglücksfall in der Fabrik, deren leitender Ingenieur ich damals war. Ein Zeugnis darüber wird sich bei den vorhin beschlagnahmten Papieren finden. Der Herr Kommissar hatte Eile und raffte unbesehen alles in unserer Wohnung befindliche Schriftliche zusammen.“

Noch im Sprechen begriffen, hatte er wieder mit der Bedeckung des künstlichen Armes begonnen; der Nuntius kam ihm auf einen Wink des Vorsitzenden zu Hilfe. Es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit der Amerikaner sich zu bedienen vermochte. In ganz kurzer Zeit hatte er, hochmütig die Hilfeleistung des Gerichtsboten abweisend, den Rock wieder angezogen.

Nunmehr erhob sich der Staatsanwalt.

„Wenn den Zeugen überhaupt ein Verdacht traf, so

wird er wohl jetzt behoben sein," meinte er. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein mit solchem Defekt behafteter Mann einen kräftigen Menschen, wie der Ermordete sicherlich gewesen ist, überwältigen kann. Ein Kampf hat aber stattgefunden, davon zeugt schon der zerrissene Rock des Toten. Ich glaube, eine weitere Vernehmung des Zeugen ist nicht nötig."

„Da bin ich doch anderer Meinung," sagte Doktor Hellborn, der sich ebenfalls erhoben hatte. „Ich habe noch eine Reihe von Fragen an den Zeugen zu stellen."

Der letztere hatte damit gerechnet, keinem weiteren Verhör unterzogen zu werden; mit einem unfreundlichen Blick streifte er den Verteidiger, der sich dadurch indessen nicht beirren ließ.

„Verstand ich recht," begann er, „so ist Ihre Mutter an der sogenannten Gliedergicht erkrankt, einer überaus schmerzhaften und langwierigen Krankheit?"

„Allerdings. Meine Mutter kann sich nicht die kleinste Handreichung selbst machen. Schon aus diesem Grunde möchte ich bitten, mich so bald als möglich zu entlassen."

„Nun, Ihre Mutter wird nicht ohne Pflege zurückgeblieben sein. Der Kommissar sagte mir vorhin, daß sich Ihre Flurnachbarin sofort zur Aushilfe bereit erklärt habe. Es wird ohnehin nicht zum erstenmal sein. Wenn Sie ausgingen, mußte doch jemand für Sie eintreten."

„Frau Böhme ist mir heute, wo meine Mutter natürlich durch das Erscheinen der Polizei äußerst erregt ist, nicht zuverlässig genug."

„Aber sie war es doch sonst? Oder hatten Sie eine andere Pflegerin, wenn Sie einmal das Haus verließen?"

„Niemals."

„Also wartete jene Frau Böhme Ihre Mutter auch in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli ab?"

So harmlos die Frage auch klang, schien sie William

doch zu befremden; er zauderte eine Sekunde mit der Antwort und stieß schließlich widerwillig genug ein „vermutlich“ heraus.

„Wann kamen Sie in jener Nacht nach Hause?“

„Weiß ich nicht. Sie können ja Frau Böhme danach fragen, die war noch bei meiner Mutter, erinnere ich mich recht.“

„Das geschieht selbstverständlich. Ich stelle hiermit den förmlichen Antrag auf sofortige Vorladung der Frau Böhme.“

„Aber wohin soll das führen?“ rief der Staatsanwalt ärgerlich. „Auf diese Weise sitzen wir hier bis Pfingsten und entfernen uns immer weiter vom Ziele.“

„Es handelt sich hier um Leben und Tod für meinen Klienten, und ich werde nichts unversucht lassen, was mir zur Erbringung des Beweises seiner Unschuld geeignet erscheint. Hat der Zeuge die Wahrheit gesprochen und den letzten Ringbahnzug noch erreicht, dann muß er spätestens um ein Uhr in seiner Wohnung eingetroffen sein. Hierüber wünsche ich die Befragung der Zeugin Böhme. Bis zu deren bewirkter Vernehmung beantrage ich Aufrechterhaltung der wider den Zeugen Francke ausgesprochenen Sistierung.“

Als habe er nicht recht gehört, fuhr der letztere herum und starrte den Rechtsanwalt mit zornentstelltem Gesicht an. Dann wendete er sich an den Vorsitzenden.

„Ich vertraue auf die Gerechtigkeit in diesem Lande!“ rief er aufgebracht. „Man hat kein Recht, mich hier festzuhalten! Es könnte meiner armen Mutter den Tod bringen. Die in unser stilles Heim getragene Aufregung läßt mich ohnehin das Schlimmste befürchten.“

Eine wahre Herzensangst sprach aus den letzten Worten, die niemand hinter dem sich so gefühllos Gebenden vermutet haben würde. Die Liebe zur Mutter war offen-

bar die weiche Stelle im Herzen dieses kalten, harten Mannes.

Der Staatsanwalt hatte sich erhoben. „Ich muß dem Antrage der Verteidigung widersprechen. Der Zeuge hat in so ruhiger und genauer Weise alle Fragen beantwortet, daß wohl auch seiner Versicherung Glauben geschenkt werden kann, er habe sich unter der Ausgangsthür des Restaurantgartens in jener kritischen Nacht von seinem Vater verabschiedet. Was soll da diese Frau Böhme eigentlich bekunden?"

„Ich beharre bei meinem Antrage," versetzte Hellborn gelassen. „Nach den auch von mir nicht angezweifelten Aussagen des Zeugen hat er bis hart an die Schwelle jenes Augenblickes in Gesellschaft seines Vaters zugebracht, in welchem dieser einem Kapitalverbrechen zum Opfer fiel. Damit fällt aber die Anklage gegen meinen Klienten in sich zusammen. War der Angeklagte nicht in Gesellschaft seines Vaters, so kann er auch diesen nicht in die Spree gestoßen haben. Es widerstrebt mir, hieraus weitere Schlüsse zu ziehen. Jedenfalls ist es für den Zeugen Francke von schwerwiegendem Interesse, sofort den Nachweis erbringen zu können, daß er wirklich, wie er behauptet, mit dem letzten Ringbahnzuge gefahren ist. Bestätigt Frau Böhme seine Behauptung, so ist für den Zeugen ein wichtiger Alibibeweis erbracht; meines Erachtens der einzig ausschlaggebende, denn daß es ihm körperlich unmöglich gewesen sein soll, unter Umständen das meinem Klienten zur Last gelegte Verbrechen zu verüben, das bezweifle ich. Da lassen sich allerlei Möglichkeiten denken, die es auch einem körperlich Vernachlässigten ermöglichen, einem Stärkeren verhängnisvoll zu werden."

„Will man mich hier etwa anklagen?" brauste William auf. „Wagt jener Herr wirklich zu behaupten, ich stünde mit jener That in irgend einer Beziehung?"

Der Präsident verwies ihn strenge zur Ruhe. „Der Herr Verteidiger nimmt nur sein gutes Recht wahr, wenn er aus Ihren Aussagen durchaus sinngerechte Folgerungen zieht. Es liegt in der Natur der Sache, daß Ihre Aussagen einen Wendepunkt im gegenwärtigen Prozesse bedeuten und darum mit ganz besonderer Sorgfalt geprüft werden müssen. Es wird sich wahrscheinlich sogar Vertagung als notwendig herausstellen. Ehe der Gerichtshof sich indessen hierüber schlüssig macht, soll der Versuch gemacht werden, trotz der vorgerückten Stunde die Zeugin Böhme zur Stelle zu schaffen. Sie selbst, Zeuge, haben sich zur Verfügung des Gerichts zu halten.“

„Aber was soll aus meiner Mutter werden?“ rief William im Tone wirklicher Herzensnot. „Sie wollen ihr noch die letzte hilfreiche Hand entziehen. Dazu die Verlassenheit, Polizeileute in der Wohnung! So üben Sie doch Barmherzigkeit! Es kann ihr Tod sein!“

„Haben Sie denn niemand außer dieser Frau Böhme, der sich inzwischen der Pflege Ihrer Mutter widmen könnte?“ forschte der Präsident.

„Niemand,“ sagte der Zeuge dumpf. „Wir stehen ganz allein. Meine Mutter ist so überaus ängstlich, sie erträgt kein fremdes Gesicht.“

„Darauf kann der Gerichtshof keine Rücksicht nehmen. Der Kriminalschutzmann könnte höchstens Auftrag erhalten, eine Angehörige der öffentlichen Krankenpflege mit in die Wohnung des Zeugen zu nehmen.“

In diesem Augenblick erhob sich Klara Gutjahr, die mit immer wachsender Teilnahme den Auftritt verfolgt hatte, von der Zeugenbank und trat schüchtern näher.

„Darf ich vielleicht meine Dienste anbieten?“ fragte sie stockend.

Die Ueberraschung im Saale war allgemein. Ihr Vater rief halblaut unmutig hinter ihr her, davon könne

die Rede nicht sein. Auch William Francke hatte sich nach ihr umgewandt und sah sie mit sprachlosem Erstaunen an.

„Wie meinen Sie das, Zeugin?“ fragte der Präsident.

„Meine Mutter litt an derselben Krankheit, ich pflegte sie bis zu Ende und verstehe mich darum auf die Behandlung solcher Kranken. — Ich meine,“ setzte sie stockend und errötend hinzu, „es müßte dem Herrn vielleicht angenehm sein, seine Mutter zunächst nicht allein zu wissen.“

Der Konsul wollte ungehalten gegen den Vorschlag seiner Tochter Verwahrung einlegen, der auch den Verteidiger zu einem Kopfschütteln veranlaßte.

Nur Gisbert nickte der Verlobten anerkennend zu.

„Was wollen Sie bei meiner Mutter?“ entfuhr es dem Zeugen grollend. „Vielleicht sie aushorchen? Sparen Sie sich die Mühe! Meine Mutter weiß nichts Verfängliches zu berichten.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rügte der Präsident. „Das dankenswerte Anerbieten der Zeugin verdient keine Kränkung.“

„Die Dame ist doch die Braut des Angeklagten!“ rief William. „Er oder ich, einer von uns soll ja der Thäter sein.“

„Das glaube ich nicht,“ fiel Klara mit leuchtendem Blicke und aufglühenden Wangen ein. „Sie sind so unschuldig wie Gisbert, das ist meine feste Ueberzeugung.“

William Francke wurde gleich einem gescholtenen Schulknaben rot. Ungläubig starrte er auf das schöne Mädchen, als begriffe er deren Worte nicht.

„Ihr Anerbieten, mein Fräulein, ist jedenfalls dankenswert,“ schnitt der Präsident weitere Auseinandersetzungen ab. „Ich sehe keinen vernünftigen Grund, keinen Gebrauch davon zu machen. Wenn Sie sich also dem Schutzmann anschließen wollen —“

Klara stand noch immer abwartend; fragend ruhte ihr

Blick auf dem düster umwölkten Gesicht Williams. Als er von ungefähr ihrem Blicke begegnete, ging eine neue dunkle Blutwelle durch seine Wangen.

„Ich bin Ihnen dankbar, mein Fräulein,“ kam es rauh und widerstrebend über seine Lippen. „Bitte, beruhigen Sie meine Mutter meinetwegen, ich bin nun einmal ihr Sorgenkind!“

Er versuchte zu lächeln, aber es mißlang ihm.

Nach der Entfernung Klaras dauerte es noch eine Weile, bis die durch den Zwischenfall hochgehenden Stimmungswogen sich wieder glätteten, und die in diesen Räumen gewohnte trockene Nüchternheit sich wieder über der Versammlung lagerte. Die im Saal entzündeten Lampen mit ihren trüben, lange Schatten werfenden Flammen trugen wesentlich dazu bei, den Grundton froherwachter Hoffnung wieder herabzumindern.

Doktor Hellborn erbat das Wort.

„Ich wünsche nochmals festzustellen, daß durch die durchaus glaubwürdigen Beurkundungen des Zeugen Francke der Unschuldsbeweis für meinen Klienten erbracht worden ist. Gegen ihn spricht nur noch das eigene, inzwischen längst widerrufene Schuldeingeständnis, sowie verschiedene Zufälligkeiten, wie das Abnehmen des Vollbartes und der immerhin auffällige Umstand, daß der Angeklagte gegenüber dem Kommissar Varnhagen zuerst den richtigen Thatort genannt hat. In dieser Hinsicht nun hat mich der Angeklagte ermächtigt, seine vorhin gegebene Schilderung zu ergänzen. Mein Klient ist thatsächlich in jener Nacht in der Nähe des Café Gärtner, jedoch nicht in diesem selbst gewesen. Auf meinen ausdrücklichen Rat hat er dies bisher seinen Richtern verschwiegen. Ich wollte nicht, daß dem Angeklagten ungünstige Schlüsse aus diesem Bekenntnisse gezogen würden. Es liegt jetzt aber kein Grund mehr vor, um nicht auch diese letzte ergänzende Erklärung abzugeben.“

Auf die Frage des Vorsitzenden räumte Gisbert nunmehr ein, etwa um die elfte Abendstunde auf seinem ziellosen Durchstreifen des Tiergartens auch den zwischen dem Parkgitter von Schloß Bellevue und dem Spreebett sich hinziehenden Promenadenweg beschritten zu haben, der am Garten des Café Gärtner vorüberführt.

„Bei einem zufälligen Blick in den Garten nahm ich meinen Vater wahr. Er saß von grellem Laternenlicht voll beschienen derart da, daß jeder Vorübergehende ihn erblicken mußte. Er saß nicht allein am Tisch; ihm gegenüber, mit dem Rücken nach dem Fußgängerwege, saß ein anderer Herr, auf den ich indessen nicht geachtet habe. Ich habe mein Seelenleben in jener Nacht bereits ausführlich geschildert und brauche mich deshalb in keiner Wiederholung zu ergehen. Ich kann nur sagen: der Anblick meines Vaters reizte mich aufs äußerste. Ich war stehen geblieben; konnte ich auch kein Wort der Unterhaltung verstehen, so hörte ich doch das häufige spöttische Lachen des Vaters. Bei dem Gedanken, daß dieser Mann, der so Schweres über mich und meine Lieben gebracht hatte und vielleicht auch ferner noch bringen würde, zu lachen vermochte, während mir vor Jammer und Not das Herz blutete, versetzte mich in einen fürchterlichen Zustand. Mordgedanken waren es wirklich, die mich in jener Stunde überkamen. Wie lange ich stand und solch finsteren Gedanken nachhing, weiß ich nicht mehr. Endlich brachten mich die rohen Redensarten zweier Burschen, die den Weg mit untergefaßten Armen auf und nieder schritten und Witze über mich machten, wieder zu mir. Ich begann mich meiner abscheulichen Regungen zu schämen und ging hastig in den Tiergarten zurück."

„Sie wollen vermutlich dadurch aufklären, wie Sie dazu gekommen sind, die Fußgängerbrücke als Thatort anzugeben?" fragte der Vorsitzende.

„Allerdings. Ich hätte schon beim Beginn der Verhandlung dies mitgeteilt, hätte ich nicht auf ausdrückliches Verlangen meines Verteidigers davon Abstand nehmen müssen. Er wollte mich auch jetzt noch von dieser Ergänzung meiner Mitteilungen zurückhalten; aber ich bin es mir selbst schuldig, glatte Bahn zu schaffen."

„Der Angeklagte hätte richtiger gethan, den Ratschlag der Verteidigung unberücksichtigt zu lassen," fiel der Staatsanwalt ein. „Ich stelle fest, der Angeklagte hat hiermit eingeräumt, kurz vor der kritischen Stunde in der Nähe des Thatortes sich aufgehalten zu haben. Damit bleiben sämtliche Folgerungen der Anklage bestehen; ja, es ergiebt sich mit zwingender Notwendigkeit die Anklage aus Paragraph 211. Der Angeklagte hat auf sein Opfer gelauert, er folgte diesem über die Brücke und vollbrachte auf dieser die vorsätzlich geplante und mit kalter Ueberlegung ausgeführte That."

Die scharf zugespitzten Worte des Staatsanwalts erweckten einen nachhaltigen Eindruck im Saale. Wie ein erkältender Hauch wehten sie über die Züge der Geschworenen, in denen sich vorher mehr oder minder deutlich Anteilnahme für den Angeklagten ausgedrückt gehabt hatte.

„Ich bin mir des ungünstigen Eindrucks vollkommen bewußt, welchen das Geständnis des Angeklagten notwendig hervorrufen mußte," äußerte Hellborn wieder. „Ich würde mich auch niemals zu einer derartigen Erklärung haben bestimmen lassen, leitete mich nicht die ganz bestimmte Absicht, die Aufmerksamkeit des Schwurgerichts auf einen bisher ganz vernachlässigten Umstand zu lenken, der durch die Worte meines Klienten in etwas gestreift wurde. Mein Freund deutete an, daß er durch zwei rohe Burschen belästigt und dadurch bestimmt wurde, sich zu entfernen. Mir gegenüber hat der Angeklagte auch seiner Vermutung Ausdruck gegeben, daß die beiden Leute Schifferknechte oder

dergleichen gewesen seien. Wir wissen aus den Ergebnissen der Verhandlung, daß der ja auch als Zeuge vernommene Schiffseigner Lupke aus Lübben in jener Nacht in der Nähe der Fußgängerbrücke mit seinem Ziegelkahn verankert gelegen hat. Ich beabsichtige nun, einige Fragen dem Zeugen noch vorzulegen."

Schon bei Nennung seines Namens hatte Lupke, eine gedrungene, stämmige Erscheinung in den mittleren Mannesjahren, sich mit kurzem, militärischen Ruck von der Zeugenbank erhoben. Auf einen Wink des Vorsitzenden trat er jetzt an den Zeugentisch heran.

„Was ich gesagt habe, ist die reine Wahrheit!" sagte er schon während des Nähertretens in dem allen Schiffern gemeinsamen Platt. „Ich habe den toten Menschen erst morgens gesehen. Da giebt es keine Geheimnisse nicht."

„Hatten Sie Knechte im Dienst?" fragte Hellborn.

„Ja, Herr, es waren ihrer zwei; Ede Grasnick, meiner Schwester Sohn, ist vor'n paar Tagen freiwillig eingetreten bei den Pionieren, und der andere, hm, hm —" er besann sich nicht gleich — „ist nämlich eine tolle Zucht mit den Leuten, sie halten nicht aus, habe diesen Sommer vielleicht zwanzig gehabt. Wird aber wohl der Rotkopf gewesen sein, der dürre Schultze."

„Nun besinnen Sie sich einmal genau. Hielten sich die beiden Knechte in jener Nacht an Bord auf oder waren sie an Land gegangen?"

„Das möchte wohl stimmen, die trieben sich wie falsches Geld umher, Sitzfleisch hat so was nicht."

„Die beiden Knechte waren also auch in der kritischen Nacht nicht an Bord. Wann mögen sie heimgekommen sein?"

„Da fragen Sie mich zu viel, lieber Herr. So was zieht die Stiefel aus und huscht auf den Socken in die Kabine, da soll der Deubel was hören. Um zwölf waren

sie noch nicht da. Mein Schwestersohn sagte mir ein paar Tage drauf, es sei merkwürdig, daß sie von der Bescherung nichts gemerkt hätten. Ihr Schlafraum liegt nämlich nahe beim Steuer. Es war freilich dunkel damals, und Laternen brannten nicht."

„Wo ist dieser Schultze jetzt?"

„Weiß nicht, lieber Herr. Aber mein Schwestersohn kann es wissen, die schreiben sich, wie mir meine Alte berichtet hat."

„Ich stelle den Antrag auf schleunige Vorladung des Eduard Grasnick," wendete sich der Verteidiger mit erhobener Stimme an den Gerichtshof. „Ich stelle es billigem Ermessen anheim, die Verhandlung bis dahin zu vertagen."

Der Staatsanwalt hatte keine Einwendung zu machen; aber die lässige Handbewegung, mit der er seine Erklärung begleitete, sagte deutlich genug, daß seiner Ansicht nach alle Bemühungen der Verteidigung nur nutzlos den endlichen Prozeßausgang aufhielten, der doch die Verurteilung des Angeklagten bringen mußte.

Schon wollte sich der Gerichtshof zur Beratung zurückziehen, als der entsendete Kriminalschutzmann mit der Meldung von dem Eintreffen der Zeugin Böhme an Gerichtsstelle eintrat. Es wurde beschlossen, zur sofortigen Vernehmung der Zeugin zu schreiten und mit dem Einverständnis der Verteidigung über den neuen Antrag sich erst später schlüssig zu machen.

Frau Böhme, eine einfache, schlichte Frau aus dem Volke, trat in tausend Aengsten vor. Mit weinerlicher Stimme entschuldigte sie sich wegen des schlechten Anzuges, in welchem sie vor Gericht erscheinen mußte. Aber der Schutzmann habe ihr kaum Zeit gelassen, ein Kopftuch umzubinden und die Schürze abzuthun.

William Francke hatte bisher wie teilnahmlos, ganz

in sich versunken, dagesessen. Beim Eintritt der Zeugin war flüchtige Röte in seine Wangen gekommen; er hatte sich rasch erhoben.

„Wie geht es meiner Muttter?“ hatte er sich schon fragend an die Zeugin gewandt, ehe der Vorsitzende ihn daran zu hindern vermocht hatte.

„Na, es könnte besser sein,“ berichtete die geschwätzige Frau. „Sie hat einen Herzkrampf gekriegt vor Aufregung und Schreck. Aber es ist schon wieder besser,“ setzte sie tröstend hinzu, als der Fragende bei ihren Worten zusammenzuckte.

„Sie hören, Zeuge, daß bereits Besserung eingetreten ist,“ verwies der Vorsitzende. „Wenden Sie sich hierher, Zeugin, ich darf solche ganz unzulässigen Verständigungen unter keinen Umständen dulden.“

Es dauerte eine Weile, bis die üblichen Personalfragen erledigt waren, und der Präsident der Zeugin erläutert hatte, um was es sich handelte.

„Herr Francke ist sehr häuslich, er hat weder Freunde noch irgend welchen Umgang,“ berichtete Frau Böhme nun. „Er geht ganz in der Pflege seiner Mutter auf, so ein braver Mensch, wie er ist! Wunderselten einmal, daß er ausgeht.“

„War Herr Francke Ende Juli einmal abends ausgegangen?“ forschte der Präsident. „Er behauptet, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli einmal viele Stunden hintereinander von Hause fortgewesen zu sein.“

„Ja, ich erinnere mich,“ fiel die Zeugin rasch ein. „Mit der Zeit kann das wohl stimmen. Damals ist Herr Francke ein paarmal hintereinander fortgewesen, und einmal bis spät in die Nacht hinein.“

„Können Sie sich erinnern, ob das genau in jener Nacht war?“

„Unmöglich, Herr Gerichtshof, das weiß ich nicht. Aber

nicht wahr, Herr Francke" — sie wendete sich dabei nach dem Zeugen um — „es war nur ein einziges Mal?"

„Sehen Sie hierher, Zeugin," unterbrach sie der Präsident. „Können Sie sich noch erinnern, wann Herr Francke in jener Nacht nach Hause gekommen ist? Besinnen Sie sich genau, ehe Sie antworten. Es hängt von Ihrer Antwort manches ab."

Der Zeugin war unbehaglich zu Mute. Ihrem faltigen, hageren Gesicht war die Angst abzulesen, vielleicht etwas auszusagen, was dem ersichtlich von ihr hochgeachteten Zeugen peinlich sein konnte.

„Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, Zeugin," belehrte sie der Vorsitzende eindringlich, „Sie stehen unter Ihrem Eide und haben sich bei Ihren Aussagen streng an die Wahrheit zu halten. Nun, haben Sie sich besonnen?"

Seiner Mahnung ungeachtet machte Frau Böhme immer wieder den Versuch, sich nach dem Zeugen umzuschauen, wie in der Hoffnung, dieser werde ihr auf die richtige Spur helfen.

„Wie war es nur gleich? Ach ja, ich war vor Langerweile eingeschlafen, als Sie nach Hause kamen, nicht wahr, Herr Francke? — Nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Gerichtshof, ich meine es ja nicht schlimm, aber Herr Francke muß es eigentlich besser wissen. Sie standen schon mitten im Zimmer, als ich aufwachte. Es roch so stark, nicht wahr? Hatten Sie nicht Zahnweh? Mir ist es, als ob Sie aus der Flasche verschüttet hätten. Ihre ganzen Kleider rochen so stark, — na, was war es doch gleich?"

„Wahrscheinlich Aether oder Chloroform," fiel der Verteidiger ein.

„Ja, so was wird's wohl gewesen sein."

Augenscheinlich war die Schwatzhaftigkeit der Frau dem Zeugen Francke unangenehm. Er trat einige Schritte vor. „Es handelt sich um ein in jeder Apotheke erhältliches

Schmerzbetäubungsmittel. Ich kam mit Zahnschmerzen nach Hause und wollte Watte beträufeln. Da mag ich ein paar Tropfen vergossen haben."

„Na, Herr Francke, das sagten Sie damals schon," meinte die Zeugin ungläubig. „Ich habe Ihren Anzug ganze Tage lang in die Luft gehängt, und er riecht heute noch nach dem Zeug. Aber das ist ja einerlei. Wo war ich nur gleich?"

„Sie wollten uns sagen, wie spät es war, als Herr Francke an jenem Abend nach Hause kam."

„Sagten Sie nicht, es wäre eins durch?" wendete sich die Zeugin wieder um Auskunft an William. „Ich war nämlich so verschlafen, daß ich keine langen Geschichten mehr machte, sondern in mein Bett kroch. Am nächsten Morgen verschlief ich natürlich die Zeit, denn ich hatte ganz vergessen, den Wecker aufzuziehen. Meine Zimmerherren mußten mich wachpochen."

„Sie sind also nicht im stande, uns genau die Stunde anzugeben?"

„Aber natürlich, Herr Gerichtshof. Herr Francke schaute doch auf die Uhr und sagte, es sei eins vorbei."

„Das kann uns nicht genügen," meinte der Präsident. „Ist sonst noch eine Frage an die Zeugin?"

Der Staatsanwalt verzichtete; Hellborn wollte nur wissen, ob William Francke nach Wahrnehmung der Zeugin häufig an Zahnschmerzen litt. Darauf wußte Frau Böhme keine richtige Antwort zu geben. Bemerkt habe sie es nicht besonders; wenigstens vorher nicht. In der letzten Zeit habe Herr Francke zuweilen von dem Zeug auf ein Watteflöckchen gegossen und solches in den hohlen Zahn gesteckt.

Doktor Hellborn schien befriedigt; er erklärte, für die Zeugin vorerst keine weitere Frage zu haben.

Während der Gerichtshof sich hierauf zur Beratung über den Antrag des Verteidigers zurückzog, plauderte dieser

anscheinend unbefangen mit einem unansehnlichen Mann, den er im Zuhörerraum entdeckt und herangewinkt hatte. Der Vorgang wurde kaum bemerkt; immerhin wollten einige in dem Unscheinbaren einen Detektiv erkennen und besondere Schlüsse aus dieser Unterredung ziehen.

Zu ihnen mochte auch der Staatsanwalt gehören. Er näherte sich, als die Unterredung ihr Ende gefunden, und der Unscheinbare sich in der Menge wieder verloren hatte, wie zufällig dem Verteidiger.

„Sie hegen wohl Besorgnis, dieser Mister Francke könne uns durch die Lappen gehen?“ fragte er im gemütlichsten Plaudertone. „Na, schadet nichts, wenn Sie ihm die Nacht über jenen Meisterspürhund an die Sohlen heften. Ich habe meine Maßregeln gleichfalls getroffen.“

„Das freut mich,“ gab Doktor Hellborn zurück. „Sie trauen mit anderen Worten dem Landfrieden auch nicht recht. Wir erleben noch eine Ueberraschung an dem Herrn.“

„Aber in anderem Sinne, als Sie meinen,“ äußerte der Staatsanwalt. „Ihr Plan war fein durchdacht; aber Sie werden diesen Prozeß niemals als Erfolg für sich registrieren können.“

Der Wiedereintritt des Gerichtshofes schnitt die Entgegnung des Verteidigers ab.

„Beschlossen und verkündet,“ berichtete der Präsident, „dem Antrage der Verteidigung wird stattgegeben. Schleuniges Ersuchen ergeht an das Kommando des hiesigen Gardepionierbataillons, den Eduard Grasnick behufs Abgabe seines Zeugnisses auf morgen vormittag neun Uhr zu kommandieren. Die vorläufige Festnahme des Zeugen William Francke wird aufgehoben, jedoch beschlossen, die Beschlagnahme der in seiner Wohnung aufgefundenen 19,400 Mark vorläufig aufrecht zu erhalten. Die Sitzung wird bis morgen neun Uhr vormittags unterbrochen. Der Angeklagte bleibt in Haft.“

4.

Zu kritischer Stunde hatte Klara Gutjahr die dürftig eingerichteten Räume betreten, welche Mutter und Sohn in Schöneberg bewohnten. Im Augenblick sah es doppelt wüst darin aus. Halb herausgezogene Kommodenschubladen mit völlig durchwühltem Inhalt, Waschbecken mit teilweise verspritztem Wasserinhalt da und dort auf den Stühlen, eine Menge wie in größter Aufregung zusammengeholter und unordentlich nebeneinander auf den Nachttisch hingestellter Arzneiflaschen; all dieses wirre Durcheinander legte beredtes Zeugnis dafür ab, daß der enge Raum noch vor kurzem der Schauplatz eines geschäftigen, von irgend einem heftigen Schrecken beeinflußten Treibens gewesen sein mußte.

So verhielt es sich auch. Ganz vor kurzem noch hatte ein in größter Hast herbeigeholter Arzt seines ernsten Berufes gewaltet. Die Unglückliche, die eben, wie in tiefen Todesschlaf versenkt, unbeweglich lag, war von einem heftigen Herzkrampfe befallen worden, der lange allen Anstrengungen des Arztes gespottet hatte. Endlich hatte er nachgelassen, und die Kranke lag nun sterbensmatt in todähnlichem Schlafe. Der Arzt sagte, er werde um die späte Abendstunde nochmals nachsehen; der Zustand der Kranken sei äußerst kritisch, und ein neuer Anfall werde sie bestimmt dahinraffen. Darum sei äußerste Stille geboten, und jede Erregung peinlichst fernzuhalten.

Auf den Zehenspitzen war Frau Böhme den in die Wohnung Tretenden entgegengekommen und hatte diesen alles mitgeteilt. Es hatte Schwierigkeit genug gekostet, um der nach Art der meisten kleinen Leute mißtrauischen Frau klar zu machen, daß sie unverzüglich dem Kriminalschutzmann zum Gericht folgen und inzwischen Klara gestatten müsse, ihren Platz neben dem Lager der Schwerkranken

einzunehmen. Sie wollte dieser noch eine Menge Verhaltungsmaßregeln zurücklassen und war nur mit Mühe zum Fortgehen zu bewegen.

Mit bleiernem Flügelschlage verstrich die Zeit. Nichts war vernehmbar als die schwachen, unregelmäßigen, zuweilen ganz aussetzenden Atemzüge der Schlafenden, und Klaras Gedanken gingen in die jüngste Vergangenheit zurück. Was hatte ihr diese für Schicksalsstürme gebracht! Aus der umschmeichelten, einzigen Tochter eines reichen Vaters, aus der wie im Maiensonnenschein des Glückes durch das Dasein gehenden Braut eines ebenso liebenswürdigen, wie um seiner Tüchtigkeit willen angesehenen und um seines Charakters geachteten jungen Mannes war ein niedergebeugtes, bekümmertes Wesen geworden, das mit Thränen morgens sich erhob und weinend den allzu langsam vorübergekrochenen Tag wieder begrub. Die seit der Verhaftung des geliebten Mannes verstrichenen Wochen erschienen ihr wie ein böser Traum.

Die Verhandlung vor dem Schwurgerichte hatte dem jungen Mädchen eine Fülle neuer Erregungen gebracht. Den ganzen Tag über hatte sie sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande äußerster Nervenanspannung befunden; in einem solchen Zustande, tief von heiligem Mitleid angefaßt, hatte sie sich auch erboten, am Krankenbette der Mutter des Stiefbruders Gisberts Pflegerinnendienste zu leisten.

Nun erst, in der tiefen, beinahe beängstigenden Stille des Krankenzimmers, kam ihr das Gewagte ihres Schrittes recht zum Bewußtsein. Das wächserne, verfallene, spitzig zulaufende Gesicht der Kranken ließ sie erschauern. Bänglich kroch der Gedanke an sie heran, daß die Unglückliche vor ihr vielleicht schon im Verlaufe der nächsten Viertelstunden den letzten Atemzug thun könne. Und nicht diese Empfindung allein quälte sie. Während sie hier müßig

wartend saß, entschied sich vielleicht des Geliebten Schicksal und damit ihr eigenes.

Wie sie noch saß, dachte und sann, öffneten sich mit einemmal die Augen der Kranken, und diese schaute sie mit einem langen, forschenden Blicke an. In dem verfallenen Gesicht der Erwachten prägte sich kein Befremden über die Anwesenheit der ihr doch völlig Unbekannten aus. Sie ließ es gern geschehen, daß Klara ihr Wasser reichte und ihr Stirn und Schläfen mit Kölnischem Wasser benetzte. Unverwandt schaute sie in das Gesicht des jungen Mädchens; dann tastete sie nach Klaras Hand und umklammerte sie mit der eigenen fieberglühenden.

„Sie sind gut, nicht fortgehen!“ sagte sie in englischer Sprache. „Sie sind sehr gut!“

Nach einer Weile kehrte ihr die Erinnerung an die letzten Vorgänge zurück; jäher Schreck prägte sich in ihren bleichen Zügen aus, und unruhig begannen ihre Augen im Raume hin und her zu irren.

„Wo ist mein Sohn?“ kam es röchelnd über ihre Lippen. „Allmächtiger, was geschah mit ihm?“

Mit sanfter Gewalt hielt Klara die Kranke in den Kissen nieder. Sie suchte dieser verständlich zu machen, daß der Vermißte bald zurückkehren werde und nur an Gerichtsstelle berufen worden sei, um Zeugnis abzulegen. Die Kranke verstand indessen, wie sich bald herausstellte, kaum ein deutsches Wort, und Klara mußte all ihre englischen Kenntnisse hervorholen, um sich ihr notdürftig verständlich machen zu können.

„Meine Stunden sind gezählt,“ sagte die Kranke mit Anstrengung und so undeutlich, daß Klara Mühe hatte, sie zu verstehen. „Wenn mein Sohn kommt, werde ich sterben. Es wird mir nur seinetwegen schwer. Wir waren so eng verbunden, er liebte nur mich, und ich nur ihn.

Die Welt kennt nicht sein Herz. Dieses besaß nur ich. Allen anderen gegenüber erscheint er kalt und schroff."

Dann überkam sie wieder die Angst. In schrillen Tönen rief sie nach dem Fernen; die in ihr lodernde Unruhe verzehrte sie. Dann schwieg sie wieder und kämpfte mit einer Ohnmacht. Nur wenn irgend ein Geräusch in der Wohnung sich regte, erschauerte sie und fragte, ob ihr Sohn noch immer nicht heimgekehrt sei.

Sie ahnte nicht, wie das Warten ihrer Pflegerin selbst zur unerträglichen Qual wurde, wie Klara nur noch mit Aufgebot all ihrer Willenskraft gegen die verzehrende Angst des eigenen Herzens anzukämpfen vermochte.

Längst war die neunte Stunde vorüber, als draußen an der Korridorthür Geräusch laut wurde.

Die Kranke fuhr auf und lauschte. Ein seliges Lächeln umspielte ihre Lippen, und angestrengt schaute sie nach der Thür. „Es ist William, ich höre seinen Schritt. Er tritt so leise auf, der gute Junge."

Er war es in der That; in seiner Begleitung erschienen Frau Böhme und Konsul Gutjahr. Der letztere war gekommen, um seine Tochter heimzuholen.

Diese Absicht stieß bei der Kranken aber auf entschiedenen Widerspruch. Kaum machte Klara Miene, sich vom Stuhle zu erheben, so tastete sie auch schon angstvoll nach ihrer Hand.

„Nicht fortgehen, bei mir bleiben!" bat sie in kläglichem Tone. „Halten Sie meine Hand, gutes Kind! Es thut so wohl. Ich sterbe leichter."

William war vor dem Bette der Mutter niedergekniet; er wollte dieser sanft zureden, erreichte aber nur, daß die Kranke Anzeichen bedrohlicher Erregung von sich gab.

„Gieb mir auch deine Hand, so ist es gut!" hauchte sie angestrengt, und als ihrem Willen Genüge geschehen war, ging ein Lächeln über ihre verfallenen Züge.

Mit scheuem, unsicherem Blicke maß William wiederholt die notgedrungen dicht neben ihm Sitzende. „Wir sind uns völlig fremd. Es ist zu peinlich!“ stieß er gedämpft hervor. „Ich begreife meine Mutter nicht.“

Klara lächelte nur wehmütig. „Ich erfülle gern Ihrer Mutter Wunsch,“ sagte sie leise. „Sind wir Menschen nicht aufeinander angewiesen?“

„Aber ich will es nicht annehmen! Gerade Sie!“

„So leise er auch gesprochen, hatte ihn die mit geschlossenen Augen Daliegende doch verstanden. „Nicht fortgehen!“ hauchte sie flehend noch einmal und umklammerte fester des Mädchens Hand.

„Ich bleibe gern bei Ihnen,“ sagte Klara leise.

Die Kranke nickte nur und blieb weiter mit geschlossenen Augen liegen.

Das dauerte wohl eine Stunde. Dann schlug die Kranke die Augen voll auf; unverwandt schaute sie ihren Sohn an.

„William,“ sagte sie mit leiser, aber klarer Stimme, „du bist ein guter Sohn gewesen. Du hast viel für mich gethan. Was du aber gethan hast, wird Gott dir verzeihen, denn dich trieb die Liebe zu mir.“

Verstört blickte der junge Mann sie an. Kein Laut kam über seine Lippen, unverwandt schaute er die Sterbende an. „Mutter, du darfst mich nicht verlassen!“ drang es plötzlich in heftigstem Schmerze über seine Lippen. „Du darfst mich nicht verlassen, ich habe nur dich, nur dich, Mutter!“

Ein sanftes Lächeln ging über die durchsichtig gewordenen Züge der Scheidenden. „Küsse mich, mein Liebling — leb wohl!“

Ein letzter leiser, verhauchender Seufzer. Dann sank ihr Haupt zurück, und sie hatte ausgelitten.

Das junge Mädchen saß erschüttert und wehrte den

unaufhaltsam rinnenden Thränen nicht. Noch in der letzten Todesnot hatte die nun Verschiedene ihr in heißem Dank die Hand gedrückt; nur mit sanfter Gewalt vermochte Klara jetzt ihre Hand zu befreien.

Mit scheuem Blicke schaute sie auf William. Dieser stand wie ein Eichenstamm im Sturm; er wankte und zitterte nicht, obgleich bis zum Wahnsinn gesteigerter Schmerz aus seinen Zügen sprach.

„Sie ist tot!“ brachte er dann rauh hervor. „Ich danke Ihnen. Sie machten ihr das Sterben leicht. Ich wollte, ich könnte Ihnen meine tiefe Schuld bezahlen!“

„Es war so wenig, was ich ihr thun konnte!“ rief das Mädchen und brach in Schluchzen aus. „Sie sollen mir nicht danken. Sie können mir nichts geben! Für mich giebt es nur ein Glück: meines Verlobten Freiheit und Ehre! Die können Sie ihm nicht zurückgeben.“

William schien nicht mehr auf sie zu hören; er hatte sich zu der Toten gewendet und starrte unablässig trockenen Auges auf diese nieder.

Still verließen Vater und Tochter den Raum.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen um neun Uhr wurde die Schwurgerichtssitzung unter großem Andrange des Publikums wieder eröffnet. Die Abendzeitungen hatten schon Berichte über die sensationell zugespitzte Angelegenheit gebracht. Die Erwartung, welchen endlichen Ausgang dieselbe nehmen würde, war aufs höchste gesteigert.

Die Zeugen waren vollzählig wieder erschienen. Auch William Francke hatte sich eingefunden. Alle Farbe war aus seinen Zügen gewichen, diese selbst erschienen schlaff und leblos. Nur in seinen Augen flackerte ein düsteres, unstetes Feuer.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit der Mitteilung, daß die Militärbehörde dem an sie gerichteten

Ersuchen Folge gegeben habe, und der Pionier Grasnick erschienen sei.

„Vor Eintritt in die Tagung habe ich eine Mitteilung zu machen,“ begann der Staatsanwalt. „Der Herr Verteidiger hatte gestern abend im Gerichtssaale hier, wie er mir auch unumwunden zugegeben, einen hiesigen Privatdetektive mit der Ueberwachung von Zeugen beauftragt. Ich habe nun in Erfahrung gebracht, daß dieser den erfolgreichen Versuch gemacht hat, in die hiesige Pionierkaserne noch kurz vor Zapfenstreich Einlaß zu erhalten. Er hat eine längere Unterredung mit dem heute als Zeugen vorgeladenen Pionier, Grasnick gehabt. Ich ersuche den Herrn Verteidiger um eine bündige Erklärung hierüber.“

„Der Herr Staatsanwalt irrt, wenn er an eine versuchte unzulässige Zeugenbeeinflussung glaubt. Es lag mir nur daran, den Aufenthaltsort des Schiffers Schultze ungesäumt festzustellen, um diesen erforderlichen Falles sofort zur Hand zu haben. Da Grasnick nach Aussage seines Onkels mit dem früheren Genossen noch in Briefwechsel steht, so muß er auch dessen Aufenthalt kennen. Der Zeuge wird mir bestätigen, daß der Detektive ihm noch nicht einmal Mitteilung von dem schwebenden Prozesse, geschweige von der ihm bevorstehenden Zeugenvorladung gemacht hat.“

„Wo befindet sich der Schiffer Schultze?“ fragte der Staatsanwalt.

„Er soll zuletzt von Bromberg aus geschrieben haben. Der Detektive ist sofort dorthin gereist; ich kann jeden Augenblick eine Depesche erhalten und werde nicht verfehlen, das Resultat dem Herrn Staatsanwalt mitzuteilen.“

Damit war der Zwischenfall vorläufig erledigt. Der Präsident ließ sofort den Zeugen Grasnick eintreten, einen gleich seinem Onkel gedrungenen, vierschrötigen Gesellen mit gewöhnlichen, ziemlich rohen Zügen.

„Sie erinnern sich, daß am frühen Morgen des 27. Juli von Ihnen und Ihrem Onkel in der Nähe der sogenannten Fußgängerbrücke eine männliche Leiche aufgefunden worden ist?“

„Jawohl.“

„Sie wissen auch, daß es sich um einen Mord handelt. Sie waren ja damals bei der polizeilichen Aufhebung der Leiche zugegen.“

„Jawohl. Mein Onkel hat mir auch draußen auf dem Korridor erzählt, daß der Mann totgeschlagen worden ist.“

„Das wollen wir auf sich beruhen lassen. Jedenfalls liegt eine gewaltsame Tötung vor. Sie sollen nun in der Nacht zuvor mit einem Kollegen, genannt der dürre Schultze, sich außerhalb Ihres Schiffes umhergetrieben und erst lange nach Mitternacht an Bord zurückgekehrt sein. Stimmt das?“

„Ich glaube nicht. Wir werden wohl in der Koje gelegen haben, wir hatten kein Geld damals.“

„Ne, Junge, bleibe man bei der Wahrheit!“ rief des Zeugen Onkel von der Zeugenbank her. „Du und der andere Windhund, der Schultze, ihr seid damals alle Nächte durchgegangen.“

„Nun, wie verhält es sich damit, Zeuge?“

„Wenn's der Onkel sagt, wird's wohl stimmen.“

„Sie erinnern sich nicht selbst?“

„Nein.“

„So können Sie uns auch nicht sagen, wo Sie und Ihr Freund sich in der kritischen Nacht umhergetrieben haben?“

„Nein.“

„Jener Herr dort“ — der Präsident deutete auf den Angeklagten — „will Sie etwa um elf Uhr nachts in unmittelbarer Nähe der Fußgängerbrücke gesehen haben.“

Grasnick schielte nur von der Seite auf den Angeklagten. „Ich weiß wirklich nicht," stotterte er.

„Erkennen Sie in dem Zeugen einen der Burschen wieder, Angeklagter?" forschte der Präsident.

Gisbert verneinte. „Ich habe nicht sonderlich acht auf die Burschen gegeben. Auch war es Nacht."

„Na, hören Sie mal, Zeuge, seien Sie nicht so zurückhaltend. Sie haben geschworen, nichts zu verschweigen, verstanden? Die Auffindung einer Leiche ist doch nichts Alltägliches, da wird man auch die Nebenumstände behalten."

„Der Zeuge ist überhaupt sehr zurückhaltend," fiel der Verteidiger ein. „Gestern abend kostete es alle Mühe, die doch unverfängliche Frage nach dem derzeitigen Aufenthalt des Schultze von ihm beantwortet zu erhalten."

„Ja, Zeuge, darauf können wir uns nicht einlassen," fuhr der Vorsitzende streng fort. „Es geschieht Ihnen hier nichts, Sie sollen nur die Wahrheit sagen. Sie räumten selbst ein, damals kein Geld gehabt zu haben, Sie haben also kein Wirtshaus besucht. Es wird wohl richtig sein, daß Sie sich da in der Nähe Ihres Ankerplatzes umhergetrieben haben."

Dies räumte Grasnick endlich zögernd ein.

„Also, Sie entsinnen sich, in jener Nacht beim Café Gärtner einen Herrn angerempelt zu haben?"

Auch dies gab der Zeuge zögernd zu, der sich jedes Wort nur widerwillig entlocken ließ.

„Wann sind Sie nun nach Hause gegangen?"

„Hm, vielleicht um zwei Uhr, ich weiß nicht mehr."

„Allein oder mit Ihrem Kameraden?"

„Mit 'm Schultze, das kann der beschwören."

„Wir glauben Ihnen ohnedies, Zeuge. Haben Sie nun in der Nacht, ungefähr um zwölf Uhr, keinen Hilfeschrei gehört? Besinnen Sie sich, Zeuge! Waren Sie

in der Nähe, so müssen Sie ihn gehört haben," mahnte der Präsident.

„Nein, wir haben nichts gehört." Das kam mit großer Bestimmtheit heraus.

„Wissen Sie überhaupt zur Sache etwas anzugeben?"

„Nein."

Der Vorsitzende sah den Verteidiger fragend an; etwas wie stummer Vorwurf lag in seinem Blicke, um solch nichtssagender Aussage willen Vertagung herbeigeführt zu haben.

„Sagen Sie mal, Zeuge," fragte jetzt der Verteidiger, „wann war es, als Sie über die Fußgängerbrücke nach dem Kahne gingen?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht um zwei Uhr."

„Machten Sie irgend eine Wahrnehmung auf der Brücke? — Nicht? Na, am nächsten Morgen ist doch der Hut des Ermordeten auf der Brücke gefunden worden. Stießen Sie in der Dunkelheit nicht vielleicht an einen ähnlichen Gegenstand oder traten auf ihn?"

„Nein," sagte der Zeuge ebenso bestimmt wieder.

„Nahmen Sie vielleicht einen Geruch wahr, der Ihnen auffiel? Roch es scharf oder betäubend, etwa nach Chloroform?"

„Ich begreife wirklich nicht, Herr Verteidiger, wohin diese Frage zielen soll. Mit dem Aufwerfen immer neuer, gar nicht zur Sache gehörender Fragen wird den Interessen des Angeklagten schlecht gedient."

„Die Möglichkeit liegt vor, daß Lewis Francke von einem hinter ihm Schreitenden durch Vorhalten eines mit Chloroform getränkten Taschentuches betäubt und in einem solchen Zustande dann beraubt und über das Brückengeländer gewälzt worden sein kann. Eine solche That kann auch von einem körperlich Vernachlässigten vollführt werden," versetzte der Verteidiger.

Mit einem keuchenden Laut der Empörung war William Francke, der bis dahin völlig teilnahmlos dagesessen, emporgesprungen. Aus seinem wutentstellten Gesicht sprühten die zornig glühenden Augen. „Soll das etwa auf mich zielen?“ rief er heiser.

„Darauf dem Zeugen zu antworten, liegt für mich ein Grund nicht vor,“ gab Hellborn kühl zurück.

„Ich erbitte mir den Schutz des Herrn Präsidenten gegen derartige infame Verdächtigungen!“

Der Vorsitzende wies ihn energisch zur Ruhe. „Sie sind hier lediglich als Zeuge vorgeladen und nicht berechtigt, unaufgefordert irgendwie in die Verhandlung einzugreifen. Da Sie selbst zugaben, bis unmittelbar vor vollbrachter That in Gesellschaft des Opfers geweilt zu haben, müssen Sie sich eine Nachprüfung Ihres Verhaltens in jener Nacht gefallen lassen. — Schweigen Sie jetzt!“ setzte er drohend hinzu, als William nochmals den Versuch machte, ihm zu antworten. „Kein Wort mehr, oder ich lasse Sie wegen grober Ungebühr sofort abführen!“

Zeuge Grasnick hatte während des Zwischenfalles mit gesenktem Kopfe dagestanden und an seinen Nägeln zu kauen begonnen.

„Nun, Zeuge, Sie haben gehört, was der Herr Verteidiger Sie gefragt hat,“ wendete sich der Vorsitzende an ihn. „Was haben Sie darauf zu antworten?“

„Auf der Brücke lag ein Tuch, das roch so streng, es wurde einem ganz schwindelig.“

Die Antwort erregte Sensation im Saale. Einzelne Geschworene erhoben sich von ihren Sitzen und beugten sich vor, um den nur undeutlich verständlichen Zeugen besser hören zu können.

„Reden Sie lauter, Zeuge,“ mahnte der Präsident mit einem erstaunten Blicke auf Grasnick. „Können Sie es auf Ihren Eid nehmen, daß ein solches stark riechendes

Tuch wirklich von Ihnen in jener Nacht auf der Brücke gefunden worden ist?"

„Jawohl," sagte der Zeuge.

„Und Sie sagen das völlig, aus sich heraus, man hat Ihnen nicht aufgegeben, ähnliche Behauptungen aufzustellen, oder Sie sind nicht erst jetzt darauf gekommen, eine solche Aussage zu machen?"

Grasnick schüttelte nur den Kopf.

„Die Aussage des Zeugen klingt doch sehr unwahrscheinlich," fiel der Staatsanwalt scharf ein. „Erst stellt er entschieden in Abrede, überhaupt etwas wahrgenommen zu haben, nun will er gar ein chloroformgetränktes Tuch auf der nachtdunklen Brücke gefunden haben. Weiß der Zeuge nicht, daß es seine Pflicht gewesen wäre, dieses Tuch am nächsten Morgen gleich dem Kriminalkommissar auszuhändigen?"

„Da hatten wir's doch nicht mehr," meinte der Zeuge. „Wir warfen's ins Wasser. Was wußten wir viel, ob einer um die Ecke gebracht worden war oder sonst was."

Dem Verteidiger war kurz vorher eine Depesche behändigt worden. Er wendete sich jetzt an den Zeugen.

„Wo hält sich Schultze jetzt auf? Hier wird mir eben mitgeteilt, daß er nur etwa acht Tage in Bromberg verweilte und dann sich wieder verheuert hat."

Das wußte der Zeuge nicht anzugeben; er habe den letzten Brief aus Bromberg bekommen und seither nicht mehr geschrieben."

„Dann muß ich die Vertagung beantragen," sagte der Verteidiger. „Durch die Aussage des Zeugen Grasnick ist in die Verhandlung ein ganz anderes Licht gekommen. Wir wissen bereits, daß die Zeugin Böhme an dem Zeugen Francke bei dessen Nachhausekunft in der kritischen Nacht einen auffälligen Chloroformgeruch wahrgenommen hat. In Verbindung mit der heute gehörten Aussage

scheint es nahezu als erwiesen, daß Francke nicht sowohl zur Beseitigung von Zahnschmerzen als zur Ausführung der Mordthat das Chloroform benützt hat. Ich erhebe hiermit die formelle Anklage gegen den bisherigen Zeugen Francke, die meinem Klienten zugeschobene That ausgeführt zu haben."

Totenstille entstand nach seinen Worten. William Francke, auf den sich aller Blicke richteten, war aufgesprungen und stand keines Wortes mächtig da.

„Ich bitte mir die äußerste Ruhe aus!" sagte der Präsident strenge. „Insbesondere von Ihnen, Zeuge Francke. Der Gerichtssaal ist nicht der Platz für persönliche Auseinandersetzungen. Ueber den Antrag der Verteidigung wird nachher Beschluß gefaßt werden. Zunächst habe ich noch einige Fragen an den Zeugen zu richten."

Es gelang ihm, Stille im Saale wiederherzustellen. Auch William Francke beschied sich, so furchtbar hart ihn diese Mäßigung auch ankommen mochte. Doktor Hellborn verhandelte leise mit einem Gerichtsdiener.

„Ich frage Sie, Zeuge, warum haben Sie von Ihrer Wahrnehmung keinem Menschen, insbesondere nicht dem amtierenden Kommissar, Mitteilung gemacht?"

„Niemand hat gern mit der Polizei zu thun. Wir wollten keine Scherereien haben, darum schwiegen wir."

„Wir? Aha, Sie und der Schultze! Wer von Ihnen fand das Tuch?"

Grasnick besann sich eine Weile. „Es wird wohl Schultze gewesen sein. Er stieß mit 'm Fuß an so was Weiches. Das roch so streng. Wir lachten noch drüber. Dann warfen wir's ins Wasser. Das ist alles. Ob sich der Schultze noch drauf besinnt, das weiß ich nicht."

„Wo Schultze sich augenblicklich aufhält, das wissen Sie wirklich nicht?"

„Nein."

„Aber ich weiß es!“ fiel Doktor Hellborn in triumphierendem Tone ein. Soeben wurde mir durch ein Detektivbureau die überraschende Mitteilung, daß der Schultze gelegentlich eines Bandendiebstahls auf frischer That hier in Berlin ertappt worden ist und seit dem 29. September im hiesigen Untersuchungsgefängnis sitzt.“

„Das wollen wir sofort feststellen,“ meinte der Staatsanwalt, warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier und winkte den Nuntius herbei. „Fragen Sie sofort in der Kanzlei des Untersuchungsgefängnisses an!“

Einige Minuten bänglichen Zuwartens verstrichen. Dann kam der Bote eilfertig zurück und händigte dem Staatsanwalt eine kurze Bleistiftnotiz aus.

„Ein Schiffer Schultze befindet sich allerdings in Untersuchungshaft. Er wird gleich erscheinen.“

„Herr Präsident, ich bin nicht fähig, länger solche Marter zu ertragen!“ rief William, der sich wieder erhoben hatte. „Ich bitte, hören Sie mich an!“

„So reden Sie, aber nicht so erregt. Was wollen Sie sagen?“

„Ich habe nur eines: meine Ehre. Diese wird hier verunglimpft. Man beschuldigt mich eines abscheulichen Verbrechens. Meine eigene Mutter hat an meine Schuld geglaubt. Gott allein weiß, wie sie zu solcher Vermutung hat kommen können. Nun treten neue Zeugen wider mich auf. Die harmlosesten Vorkommnisse, wie ein durch stundenlangen Aufenthalt in dem naßkühlen Gartenlokale bei mir hervorgerufener Zahnschmerz, werden wider mich zu fürchterlichen Anklagen aufgebauscht. Nun gut, wollen Sie mich zum Opfer haben, so thun Sie nach Ihrem Willen. Mit meiner Mutter ging mir das Letzte verloren. Gönnen Sie mir nur Zeit, sie zu begraben. Dann verurteilen Sie mich meinetwegen für eine That, von welcher mein Herz nichts weiß.“

Der Präsident unterbrach ihn ungehalten. „Das gehört alles nicht hierher," versetzte er. „Wohl Ihnen, wenn Sie ein ruhiges Gewissen haben! Hier handelt es sich aber nicht darum, Beteuerungen entgegenzunehmen, sondern um Recht zu finden."

Der Gefangene Schultze, ein durchtrieben aussehender Bursche, wurde in den Sitzungssaal geführt. Es fiel auf, daß bei seinem Erscheinen Grasnick den Hals weit vorbog und allerlei Versuche machte, die Aufmerksamkeit des Vorgeführten zu erregen. Da er von den vor und neben ihm sitzenden Zeugen verdeckt wurde, gelang ihm sein Vorhaben nicht.

„Sie haben sich nicht im Saale umzuschauen, sondern nur hierher zu blicken!" ermahnte der Präsident, dem der Zwischenfall nicht entgangen war, streng den Vorgeführten. „Sie sollen hier Zeugnis ablegen. In der Nacht zum 27. Juli fanden Sie auf der hiesigen Moabiter Fußgängerbrücke ein mit Chloroform getränktes Taschentuch, was machten Sie damit?"

„Als wie icke?" fragte der Zeuge in unverfälschter Berliner Mundart frech zurück. „Da möchte ick doch sehre bitten, davon is mich nischt bewußt."

„Denken Sie nur nach. Das war in der Nacht, wo jener Mann ermordet worden ist, der am Morgen darauf unmittelbar beim Ziegelkahne, auf dem Sie damals verheuert waren, gefunden wurde."

„Den soll ick woll och um die Ecke jebrungen haben?"

„Reden Sie nicht so dreist! Beantworten Sie meine Frage!"

„Wie kann ick denn. Dat is ja allens erlogen."

„So?" fragte der Vorsitzende gedehnt zurück. „Nun, da wird Ihnen der Zeuge Grasnick das Gegenteil sagen. Er behauptet ausdrücklich — aber treten Sie lieber vor, Zeuge!"

„Wat, der Hund hat jepfiffen?“ rief Schultze, der im Gesicht dunkelrot geworden war. Er warf dem sich unsicher nähernden Zeugen einen finsteren, gehässigen Blick zu. „Wat, 'rinlejen willst du mir? Hoho, warte man, wer hat denn dem Ollen eens uf die Plautze jejeben, du oder ick?“

Im selben Augenblicke merkte der Wütende aber auch schon, was er in seinem sinnlosen Zorn angerichtet hatte. Er wurde erdfahl, stand mit schlotternden Gliedern und verstummte.

Als hätte der Wetterstrahl in den Saal geschlagen, so schrecklich tagte es in all den bisher widerstrebenden Meinungen.

„Ruhig, kein Wort, Grasnick!“ gebot der Vorsitzende dem Zeugen, der wie das verkörperte böse Gewissen dastand und blöde vor sich hin starrte. „Da hilft kein Ableugnen mehr. Ihr beide habt euch verabredet, den alten Mann zu überfallen und zu berauben. Ihr habt ihn im Café Gärtner sitzen sehen und durch das Gartengitter beobachtet, daß er eine große Summe in einer Banknotentasche mit sich trug. Ihr folgtet ihm über die Fußgängerbrücke, schlugt ihn auf der Mitte nieder, fandet euch in eurer Vermutung betrogen, der Ueberfallene hatte keine Banknotentasche mehr in seinem Besitze, und um eure rasche That zu verdecken, warft ihr den Körper des Unglücklichen in die Spree.“

Wie Blitz und Donnerschlag waren die Worte des Vorsitzenden einander gefolgt. Immer eindringlicher und vernichtender hatten sie geklungen.

„Der da war's!“ rief nun Schultze mit einem bösen Blick auf den Kumpan. „Er hatte dem Ollen im Jarten zuerst zujesehen, wie er mit dem villen Jeld sich mausig machte. Wir wollten ihm nur eenen uf 'n Deetz jeben, morden wollten wir 'n ja nich. Aber der Esel, der Gras-

nick, schlug zu feste druf. Der Alte schrie und warooch schon hin. Da kriegten wir's mit der Angst und warfen ihn int Wasser."

Da half kein Leugnen mehr, das sah nun auch Grasnick ein. Mit der angeblichen Auffindung des chloroformbeträufelten Taschentuches verhielt es sich, wie der Präsident richtig vermutet gehabt hatte. Es war eine Finte des gewissenbeschwerten Burschen, der dadurch von vornherein allen weiteren unbequemen Fragen vorbeugen zu können gehofft hatte.

Die Schuldigen wurden abgeführt. Die Geschworenen zogen sich nur der Form wegen zur Spruchfindung wider Gisbert Francke zurück. Wenige Minuten später war dieser in ehrenvollster Weise freigesprochen, und selbst die Geschworenen traten hinzu, um dem Freigesprochenen und seinem Verteidiger die Hand zu drücken.

Nur einer stand still abseits mit gesenktem Kopfe und wartete, bis die unaufhörlich hin und her flutende Menge ihm den Weg freigab.

William Francke war es. Aber kaum war der Blick der glückestrunkenen Klara auf ihn gefallen, als sie sich auch schon bewegt zu ihm wendete und ihm die beiden Hände entgegenstreckte.

„Schlagen Sie ein, William!" sagte sie innig. „Sie dürfen uns nicht länger ein Fremder sein! Wir wollen an Ihrem Schmerze um die tote Mutter, Sie sollen aber auch an unserem Glücke teilnehmen. In schwerer Stunde begegneten sich unsere Lebenswege. Kommen Sie zu Ihrem Bruder, wir wollen Ihre Freunde sein."

William stand mit abgewendetem Gesicht. Er wollte sich losreißen und vermochte es doch nicht zu thun.

„Ich kann Ihnen nichts abschlagen!" sagte er bebend. „Sie thaten so viel an meiner Mutter!"

Nun stand er vor dem Manne, der gleich ihm so

Hartes hatte erdulden müssen und dessen Züge die seinigen waren.

Eine Sekunde verstrich, während deren sich beide Männer unausgesetzt in die Augen schauten.

„Bruder!" sagte dann der Freigesprochene freundlich, ihm die Hand hinreichend.

Da kam ein unartikulierter Laut über Williams Lippen. Er taumelte vorwärts und fiel dem neugefundenen Bruder erschüttert an die Brust.

Polizeihunde.

Ein Kapitel aus dem modernen Sicherheitsdienst.

Von Benno Braun.

Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Hund," sagt Friedrich Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch in der Tierwelt jemals gemacht hat. Die ganze Art ist unser Eigentum geworden, jedes Einzelwesen derselben gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und verteidigt sein Eigentum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieses entspringt weder aus Not noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben aus dem Hunde einen mächtigen Gehilfen des Menschen gemacht, und vielleicht ist er sogar notwendig zum Bestande der menschlichen Gesellschaft. Der Hund ist auch das einzige Tier, das dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist."

Diese Worte des berühmten Naturforschers werden durch die Kulturgeschichte aller Völker bestätigt. Selbst bei den armseligsten, rohesten Völkern alter wie neuer

[redacted]

Zeit finden wir den Hund als Genossen, Freund und Verteidiger des Menschen, und wie der Ursprung des Herrn der Erde, so ist auch die Abstammung seines treuesten Begleiters aus dem Tierreiche in ein Dunkel gehüllt, über das die sorgfältigste Forschung bisher noch kein Licht verbreitet hat.



Polizeichef van Wesemail in Gent.
Nach einer Photographie von E. Sacre.

Daß der Hund als Schützer der Herden, des Hauses, des Eigentums oder der Person des Herrn von jeher unentbehrlich war, ist allgemein bekannt; weniger dagegen, daß er auch bereits seit dem Altertum im Staats- und Kriegsdienste stand. Plutarch und Plinius erzählen verschiedene Beispiele dafür, zum Beispiel von dem Spartanerkönig Agesilaos, der bei Mantinea Kriegshunde benutzte, ebenso wie der Perserkönig Kambyses bei seinem Zuge nach Aegypten. Aeneas (600 v. Chr.) berichtet von Hunden, denen man

zur Beförderung von Nachrichten Briefe in das Halsband einnähte. Auch die Cimbern und Teutonen führten Hunde mit; das waren Kampfhunde, die von den römischen Legionssoldaten mit Recht gefürchtet wurden. Der römische Militärschriftsteller Vegetius bekundet, daß man Hunde auf Befestigungstürme brachte, damit der Anmarsch des Feindes rechtzeitig erkannt, und die Besatzung wach gebellt wurde. In den Trümmern von Herkulanum ist ein Flachbild gefunden worden, das gepanzerte Hunde bei der Verteidigung eines von Barbaren angegriffenen römischen Postens darstellt; damit stimmt die Ueberlieferung überein, daß Völkerschaften des Altertums, zum Beispiel die Gallier, ganze Koppeln von Kriegshunden hielten, die gepanzert waren und breite langspitzige Stachelhalsbänder trugen.

Im Mittelalter brauchte man Kriegshunde zur Bewachung von Wagenburgen und Lagern. Einen besonderen Ruf hatten damals die schottischen Bluthunde, welche die flüchtigen Gegner in den entlegensten Schlupfwinkeln aufspürten. Auch verwendete man sie zum Angriff auf feindliche Reiterei, deren Pferde von den Hunden niedergerissen wurden. Letztere waren durch mit Stacheln und Sicheln besetzte Kettenpanzer geschützt. Selbst Feuertöpfe befestigte man auf dem gepanzerten Rücken der Hunde, die das Feldlager in Brand setzen sollten. An den Tagen von Granson und Murten 1476 begannen schweizerische Hunde gegen burgundische den Kampf, und bei Murten wurden die burgundischen Rüden von den Alpenhunden zerrissen. Nach der Entdeckung Amerikas sollen Kriegshunde 2000 Indianer hingewürgt haben. Auch die Engländer benutzten auf Jamaika Bluthunde gegen die Maronneger, wie die Sklavenhalter der südlichen Vereinigten Staaten zur Aufspürung flüchtiger Sklaven.

Neuerdings wird zwar der Hund als Mitkämpfer nicht



Der Dresseur mit seinen Zöglingen. Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

mehr gebraucht, wenigstens nicht in den modernen Kulturstaaten, aber trotzdem ist im Heere der „Kriegshund“ zu neuem Ansehen gekommen als Helfer beim Vorpostendienst und Patrouillengang, als Ueberbringer von Botschaften, als Zuträger von Munition in die vorderste Feuerlinie; endlich wird der „Sanitätshund“ benutzt zur Aufsuchung von Verwundeten auf dem Schlachtfelde.

Aber damit ist die amtliche Verwendung des Hundes nicht erschöpft. Das Beispiel der Stadt Gent in Belgien zeigt, daß der Hund auch im Zivildienst seinen Posten mit Ehren und Vorteil auszufüllen vermag. Während er in unseren Großstädten bisher als bloßes Luxustier mehr und mehr an Achtung und Ansehen verlor, ja wohl gar als Uebel empfunden wurde, hat der Vorgang von Gent gezeigt, daß seine soziale Bedeutung auch für die moderne Großstadt noch besteht, und er als „Polizeibeamter“ die ersprießlichsten Dienste zu leisten vermag. Mit dieser modernsten Verwendung des Hundes wollen wir uns im folgenden etwas näher beschäftigen. Die Thatsache ist jedenfalls für die Kulturgeschichte der Gegenwart in höchstem Grade interessant und in gewisser Hinsicht kennzeichnend.

Gent ist mit rund 170,000 Einwohnern eine der bedeutendsten Städte Belgiens. Der lebhafte Verkehr bringt zahlreiches Gesindel aller Nationalitäten in das Stadtgebiet, und da dieses von vielen Kanälen durchzogen ist, rings um den Stadtkern außerdem zahlreiche Landhäuser inmitten weiter Gartenflächen liegen, so hatte die Polizei eine harte, nicht immer erfolgreiche Arbeit zu bewältigen. Die Diebstähle in den Gärten und Landhäusern nahmen so überhand, und die Aufspürung und Verfolgung der Stromer und Spitzbuben war so schwierig, da sie in den Gärten stets vorzüglichen Unterschlupf fanden, daß endlich der dortige Polizeichef van Wesemail auf den Ge-

danken verfiel, zur Unterstützung seiner Leute eine Anzahl Hunde auszubilden. Dieser Gedanke war äußerst glücklich. Die Polizeihunde erwiesen sich als so geschickt und erfolgreich, daß seitdem angeblich die Zahl der Diebstähle nahezu auf ein Drittel der früheren Höhe gesunken ist.



Dressur auf den Mann.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

Die Erziehung und Abrichtung des Genter Polizeihundes für seinen Beruf geschieht mit größter Sorgfalt und ist durch geeignete Vorschriften bis ins kleinste geregelt. Prügel sind ganz ausgeschlossen, nur Geduld und gütliche Mittel werden in Anwendung gebracht. Ein Hund, dessen Erziehung auf diese Weise nicht gelingt, hat nicht Intelligenz genug für die ihm gestellte Aufgabe

und wird aus dem Dienste in den Zivilstand entlassen. Dort mag er sich fortan als gewöhnlicher Schäferhund oder Hofhund sein Brot verdienen. Eine höhere Carriere ist ihm verschlossen.

Es gehört viel Geschick und Eignung dazu, einen Polizeihund richtig abzurichten. Er muß lernen, Stromer, Vagabunden, Verbrecher aufzuspüren, zu stellen, niederzuwerfen, festzuhalten, aber ohne sie ernstlich zu verletzen. Die Abrichtung auf den Mann wird damit begonnen, daß man den Hund an einer lebensgroßen Puppe, die einen Stromer darstellt, Uebungen machen läßt. Zuerst bringt man die Puppe in die Stellung eines Mannes, der versucht, sich zu verbergen oder zu verkriechen. Der Hund begreift bald, daß das ein Feind ist, auf den er Jagd machen soll, und folgt der Weisung mit Eifer; schwieriger ist es aber schon, ihm beizubringen, daß er nicht beißen darf, noch schwieriger, ihn zu lehren, einen Fliehenden einfach durch Anspringen niederzuwerfen und den am Boden Liegenden festzuhalten. Und das muß er unter allen Umständen lernen, wenn er brauchbar sein soll.

Ist die Vordressur an der Puppe vollendet, so beginnen die Uebungen am lebenden Modell. Als solches dient anfangs der Abrichter des Hundes, für den letzterer naturgemäß die meiste Liebe und Anhänglichkeit hat. Trotzdem legt man dem hündischen Polizeianwärter zuerst einen Maulkorb an, damit er nicht etwa durch Bezeigung gar zu großen Diensteifers Unheil anrichte. Später kann man mit ihm die Uebungen ohne Maulkorb vornehmen und auch andere Polizisten als Versuchsobjekt verwenden. In etwa vier Monaten ist die Ausbildung eines intelligenten Polizeihundanwärters so weit vollendet, daß er als neues, vollgültiges Mitglied in das Hundecorps eingestellt werden kann. Zu seinen Fertigkeiten müssen außer den oben erwähnten auch noch folgende gehören: er muß

gut und willig ins Wasser gehen, dort einen Flüchtling packen, erforderlichen Falls ihn vom Ertrinken retten können;



Genter Polizist mit seinem vierbeinigen Kameraden.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

er muß an senkrechten Mauern ein beträchtliches Stück emporlaufen und sie überspringen können. Das erstere

ist wegen der zahlreichen Kanäle, das letztere wegen der Gartenmauern nötig.

Ist nunmehr der vierbeinige Anwärter zum amtlich angestellten Polizeihund befördert worden, so hat er fortan seine vorgeschriebene Dienstpflicht redlich und gewissenhaft auszuüben, dafür aber auch seine bestimmten „Kompetenzen". Ihm gebührt ein gesonderter Raum in dem gemeinsamen Stall der Polizeihunde, ein Verschlag mit vergitterter Thür, über der oben sein Name steht, dazu gehörige Uniformierung und gute Verpflegung. Die Uniform besteht aus einem starken Lederhalsband mit Stahlring, der überdies mit scharfen Spitzen besetzt ist, damit die Verächter von Gesetz und Ordnung den vierbeinigen Polizisten nicht etwa am Halsband packen können. Vorn am Halsband hängt eine Metallmarke, auf der des Hundes Name und Zugehörigkeit, sowie das Geburtsjahr eingraviert ist. Dies ist eine gebotene Vorsicht in Bezug auf etwaige Desertionen. Bei schlechtem Wetter trägt er außerdem einen wasserdichten Ueberzieher, zu allen Zeiten aber muß er sich im Dienst einen Maulkorb aus feinem Drahtgeflecht gefallen lassen, der ihn verhindert, zu fressen, ihm aber gestattet, nach Belieben zu saufen. Diese Maßregel ist durchaus nötig, damit ein pflichtvergessener Polizeihund nicht etwa der Versuchung erliege, eine vergiftete Wurst zu fressen, die ihm eine ruchlose Hand reicht. Der Maulkorb ist durch ein elastisches Band so am Kopfe befestigt, daß er im Augenblick mit einem Griffe abgenommen werden kann. Leider muß auch die für das Selbstbewußtsein des Polizeihundes gewiß kränkende Thatsache konstatiert werden, daß er im allgemeinen von seinen zweibeinigen männlichen Kameraden an einer Kette geführt und nur je nach Bedarf losgelassen und in die Gärten und Felder geschickt wird.

Seine Kompetenzen bestehen außer der oben erwähnten

Wohnung und Uniform in einer guten und reichlichen, aus Suppe, Fleisch, Reis und echtem Kneippschen Gesundheitsbrot zusammengesetzten Nahrung, sowie aus der Erlaubnis, den ganzen Tag von sechs Uhr morgens bis abends zehn Uhr im Garten des Polizeiamtes faulenzen, schlafen



Das Quartier der Polizeihunde.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

oder seiner Kurzweil nachgehen zu dürfen. Eine besondere Wärterin ist zu seiner Pflege bestellt, und der städtische Tierarzt sorgt für die Erhaltung seiner Gesundheit. Die Wärterin hilft ihm auch bei der Toilette, wenn die Stunde des Dienstes schlägt. Jeder der sechzehn, der Rasse der Schäferhunde angehörigen Polizeihunde von Gent hat einen besonderen Haken in einem Verschlag an der Rückwand des Quartiers; dort hängen seine Uniform und seine Aus-

rüstungsstücke. In dieser „Montierungskammer“ findet durch die Wärterin die tägliche Einkleidung statt.

Um zehn Uhr abends beginnt der Dienst. Die Polizei-



Die Wärterin der Polizeihunde in der „Montierungskammer“.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

hunde kennen die Zeit ganz genau, und sobald der alte Glockenturm ausgeschlagen hat, erheben sie sämtlich ein ohrenzerreißendes Freudengeheul und -gebell, das ihrem Pflichteifer die höchste Ehre macht. In der That versehen sie ihren Dienst mit wahrer Begeisterung, und man macht bei

[redacted]



Fertig zum Dienst.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

ihnen dieselbe Erfahrung wie bei den Jagdhunden, welche auch wahre Lust und Liebe zu dem erlernten Berufe bekunden, oft in viel höherem Grade als ihre Herren.

Jeder Hund hat seinen besonderen menschlichen Kame-

raden im städtischen Polizeicorps, mit dem vereint er seinen Dienst versieht. Zuerst wird ein Erkundungsgang rund um die Stadtgrenze gemacht, um festzustellen, daß in den Landhäusern alles in Ordnung ist. Dann läßt man die Hunde von der Kette, und sie müssen nun rechts und links von den Wegen die Gärten absuchen. Keine Ecke, kein verborgener Winkel, kein Gebüsch entgeht ihrem Spürsinn. Anständige Leute lassen sie unbehelligt, während sie mit dem angeborenen Haß der Hunde gegen Landstreicher und Vagabunden diese sofort erkennen. Selten passiert ihnen in dieser Hinsicht ein Irrtum. Bei der geringsten Spur von etwas Verdächtigem rufen sie durch lautes Gebell sofort ihren menschlichen Kameraden herbei. Der Dienst währt bis sechs Uhr morgens, ohne daß die Hunde je Müdigkeit oder Lässigkeit verrieten. Auch bekunden sie nie Neigung, sich für die Strapazen des Dienstes durch etwas anderes als Wasser zu stärken, was man von ihren zweibeinigen Kameraden bekanntlich nicht immer behaupten kann — kurz, alles in allem sind sie das Ideal eines Polizisten.

Die Hilfe, welche die klugen Tiere der Genter Polizei leisten, ist so beträchtlich, daß bereits eine Vermehrung der Polizeihunde beschlossen wurde, denn die Kosten, die sie verursachen, stehen mit dem Nutzen in gar keinem Verhältnis. Für ihren Unterhalt giebt die Stadt jährlich im ganzen nur 1500 Franken aus, während der durch Verhinderung von Diebstählen verhütete Verlust ja allerdings schwer zu berechnen ist, aber vielleicht das Hundertfache beträgt.

Es nimmt daher wunder, daß die Polizei anderer Großstädte, vor allem der immer riesenhafter anwachsenden Hauptstädte, auf Grund der in Gent gemachten Erfahrungen nicht schon ebenfalls Polizeihunde angeschafft hat. Die von Zeit zu Zeit vorgenommenen Razzias in

den öffentlichen Anlagen und Parks könnten mit viel geringerem Aufwand an Mannschaften und mit viel größerem Erfolg ausgeführt werden, wenn man gut abgerichtete Hunde dabei verwendete. Der Hund ist ein geborener Polizist, er hat das von Anbeginn der Geschichte bewiesen, und wenn er jetzt auch amtlich als solcher anerkannt und angestellt wird, so zeigt dies nur, daß auch die höchste Zivilisation den ältesten aus der Urzeit stammenden Freund des Menschen nicht entbehren kann zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Gesetz.

Fritz Reuters Heimat.

Biographische Skizze von Ernst Montanus.

Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In der mecklenburgischen Stadt Neubrandenburg, wo Reuter eine Reihe von Jahren hindurch gewohnt, hat man dem hervorragendsten und erfolgreichsten plattdeutschen Dichter neuerer Zeit ein würdiges Denkmal errichtet. Das schöne Fritz Reuter-Denkmal des Berliner Bildhauers Albert Wolff zeigt die überlebensgroße Figur des berühmten Humoristen in sitzender Stellung. Er scheint über eines jener „Läuschen un Rimels" nachzusinnen, deren köstlicher und naiver Humor diesem berühmten Sohne Mecklenburgs so viele Herzen gewonnen hat.

Goethes Mahnung:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen,"

sollte man ganz besonders den Dialektdichtern gegenüber nicht außer acht lassen, und seitdem Fritz Reuter seine weit über die Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets hinausreichende Popularität erlangt hat, sind auch schon zahlreiche Verehrer des Dichters aus dem Norden und Süden nach Mecklenburg gekommen, um den Poeten in seiner Heimat verstehen zu lernen und die Vorbilder seiner



Das Fritz Reuter-Denkmal in Neubrandenburg.
(Nach einer Photographie von Heinrich Wehlow daselbst)

urwüchsigen Gestalten aufzusuchen. Da jedoch nicht jedermann Zeit und Gelegenheit zu einer solchen Reise hat, so laden wir den geneigten Leser ein, sich im Geiste von uns nach dem stillen mecklenburgischen Landstädtchen Stavenhagen, wo des Dichters Wiege stand, führen zu lassen.

Von der Reichshauptstadt braust der Zug der Nordbahn zunächst durch eine echte brandenburgische Ebene mit Kieferheiden und Wiesen dahin. Station Dannenwalde, und wir sind in Mecklenburg, wo die Landschaft alsbald einen anderen Charakter annimmt, indem dunkler Nadelwald mit hellerem Laubwuchse wechselt; die Wiesen werden üppiger, der Boden welliger, und während der ganzen Fahrt durch das „Strelitzer Ländchen“ erfreuen liebliche Bilder das Auge des Reisenden.

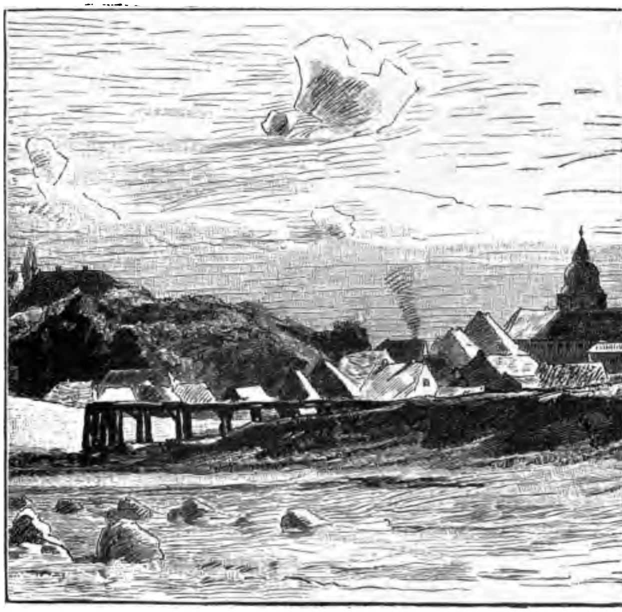
Auf Alt- und Neustrelitz folgt Stargard mit seinem ragenden Burgturme auf waldiger Höhe, dann grüßt uns der silbernschimmernde langgestreckte Tollenser See, an dessen Nordende Neubrandenburg liegt, das „Nien-Bramberg“ unseres Dichters. Es ist Knotenpunkt für die weiter nach Stralsund gehende Berliner Nordbahn und die mecklenburgische Friedrich Franz-Bahn, die uns jetzt nach Nordwesten zu, in das eigentliche „Reuter-Land“ hineinträgt.

Als Scenerie rechts und links wiederum frische Laubwaldungen, ausgedehnte Weiden mit Viehherden und Koppeln edler Füllen, dann wieder Torf- und Moorkulturen und dazwischen friedliche Ortschaften, von denen die eine für den Fremden so ziemlich ausschaut wie die andere. Jetzt kommt ein Städtchen inmitten wohlbestellter Felder, von einem Schlosse überragt, das sich zwischen alten Kastanienbäumen erhebt, und der Ruf des Schaffners: „Stavenhagen“ läßt uns keinen Zweifel darüber, daß wir unser Ziel erreicht haben.

Den kurzen Weg von der Station zur Stadt legen

[redacted]

wir zu Fuß zurück. Freundliche reinliche Häuschen zwischen bunten Gärten, ein industriellen Zwecken dienendes großes Gebäude, Felder, ein mit gelben Seerosen bedeckter Teich — das sind die Eindrücke, die wir gewinnen, bis städtische Gebäude, Kaufläden und hübsche Anlagen vor uns auf-



Stavenhagen.

tauchen. Wir überschreiten den Fritz Reuter-Platz, sehen uns die Kirche an, einen schlichten Kreuzbau des 18. Jahrhunderts, und wandern weiter durch die mit trefflichen und sorgsam reingehaltenen Bürgersteigen versehenen Straßen. Unter ihren Häusern fehlen die stolzen Giebelbauten altdeutschen Bürgertums, die in den ehemaligen mecklenburgischen Hansestädten Wismar und Rostock so

anziehend wirken. Doch hat auch in diesem bescheidenen Städtchen in der Periode des Barockstils die Holzschnitzerei geblüht, wie uns das eine oder andere alte Haus erkennen läßt. An der einen Ecke des Marktplatzes stehen die Apotheke und das Haus Herse als Zeugen längst vergangener Tage zusammen. Es sind anspruchslose Bürgerhäuser, denen aber das kecke, blendendweiß gestrichene Ornament über den Thüren einen überaus anheimelnden Charakter verleiht.

Doch wir gönnen ihnen keine längere Aufmerksamkeit, denn unsere Blicke richten sich quer über den Marktplatz auf das Rathaus, Reuters Geburtsstätte. Der stattliche, aber schmucklose Bau trägt inmitten der Stirnseite eine Attika mit einem niederen Bogen. Auf der linken Seite ist zwischen den beiden, der Ecke zunächst liegenden Fenstern des Erdgeschosses eine Marmortafel eingelassen, die folgende Inschrift in goldenen Buchstaben aufweist:

„Der Dichter Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in diesem Hause geboren. Nach Beschluß von Rat und Bürgerschaft am Geburtszimmer angebracht 1873.“

Fritz Reuters Vater war bekanntlich Bürgermeister von Stavenhagen; jetzt gehört sein Geburtszimmer zur Wohnung des Stadtsekretärs, in die wir nach freundlich gewährter Erlaubnis einen Blick zu werfen uns nicht enthalten können. Die Räume sind noch dieselben wie dazumal, aber irgend welche unmittelbare Erinnerungen an den Dichter und seine Familie befinden sich nicht darin. Vorn, nach dem Markte zu, liegen zwei hohe luftige Wohnzimmer mit tiefen Fensternischen, in denen sogenannte „Auftritte“ angebracht sind — Erhöhungen von nur einer Stufe, die Schubläden in sich bergen. Daran stoßen, der rechten, einem Gäßchen zugekehrten Flanke des Gebäudes entsprechend, zwei gleich hohe Schlafzimmer und nach dem Hofe zu, mit einer ins Freie führenden Thür, ein schönes

Eßzimmer. Die Küche liegt jenseits des Flures. Das ist alles. Aus Reuters Kinderzeit stammen nur noch die mächtig starken Mauern, die im Sommer ebenso der Hitze wehren, wie im Winter behagliche Wärme festhalten, und jene für Kinder so anziehenden „Tritte“ unter den



Altes Haus in Stavenhagen.

Fenstern mit blitzenden Messingbeschlägen, sowie endlich die Wirtschaftsbauten im Hofe mit nicht mehr senkrechten Wänden und Dachfirsten, die in Schlangenlinien auslaufen.

Um Stavenhagens Sehenswürdigkeiten gleich hintereinander zu besichtigen, verfolgen wir die neben dem Rathause vorbeiführende und dann hochansteigende Gasse zur ehemaligen Burg, dem Schlosse und nunmehrigen Amte Stavenhagen. Der Burgberg ist in uralter Zeit inmitten

der sumpfigen Niederung künstlich aufgehäuft worden; um seinen Fuß zog sich ein tiefer Graben, der längst ausgetrocknet und in prächtige Gärten verwandelt ist. Wir überschreiten ihn auf einer breiten Steinbrücke und gelangen im Schatten der Kastanien in den Schloßhof. Das zu unserer Linken gelegene Schloß ist ein schlichter, zweigeschossiger Palastbau des vorigen Jahrhunderts, dem nur der große „Ehrenhof" und die beiden hervorspringenden Pavillons an den Ecken ein gewisses Ansehen verleihen. In die Ecke zwischen dem „Corps de Logis" und dem linken Pavillon ist ein Treppenturm eingebaut, der das Schloß arg verunstaltet. Ueber dem Eingange steht: „Großherzogliches Amt und Amtsgericht".

Nun können wir nach gewissenhaft erfüllter Besichtigungspflicht wieder in das Städtchen hinabsteigen, um uns bei „Kutzbach", einem vornehmen Gasthause alten Stiles, wo auch „Fritz" einst manchen Tropfen getrunken hat, zu stärken und der Jugendschicksale unseres Dichters anteilnehmend zu gedenken.

Fritz Reuters Vater, der Stavenhagener Bürgermeister, war der Sohn eines Predigers und hatte die Rechte studiert, seine Mutter eine Bürgermeisterstochter. Er ist also einer Beamtenfamilie entsprossen, die allerdings nicht über, sondern in und mit dem Volke lebte. Vater Reuter, ein tüchtiger, streng rechtlicher Justiz- und Verwaltungsbeamter, der die Bedürfnisse des Volkes genau kannte, trieb selbst Landwirtschaft, rief mancherlei gewerbliche Anlagen ins Leben und ging mit seinen Bürgern und Bauern Hand in Hand. Der alte Herr wurde im Jahre 1845 aus dem Leben abgerufen, geraume Zeit bevor sein Fritz, für dessen Zukunft der wackere Mann nicht viel Hoffnung mehr hatte, es zu etwas gebracht hatte.

Der Knabe war zunächst im Elternhause herangewachsen; sein erster Unterricht war ziemlich planlos und

ungeregelt. Bei allen, die ihn kannten, war Fritz wegen seines frischen, heiteren Wesens überaus beliebt; seine Mutter liebte ihn zärtlich, der Vater nicht minder, wenn er sich auch genötigt sah, ihn wegen seiner geringen Lernlust und mangelnden Ausdauer hin und wieder gehörig



Das Haus Herse am Markt.

ins Gebet zu nehmen. Vom vierzehnten Jahre an besuchte er erst das Gymnasium zu Friedland und dann das in Parchim, kam aber nur langsam und nicht ohne äußeren Zwang vorwärts. 1831 bestand er indessen doch glücklich das Maturitätsexamen und bezog dann die Rostocker Hochschule, wo er nach dem Willen des Vaters

Jura studieren sollte. Fritz brachte jedoch wenig Neigung für die Juristerei mit, sondern gab sich mit Vorliebe dem fröhlichen Treiben seiner Verbindung hin. Später ging er nach Jena, wo er wiederum die Jurisprudenz nur lässig, um so eifriger dagegen Mathematik und Zeichnen betrieb und sich außerdem an den burschenschaftlichen Bestrebungen mit jugendlicher Begeisterung beteiligte.

Die französische Julirevolution von 1830 hatte auch in den unter dem entnervenden Druck der Reaktion stehenden deutschen Landen die Geister mächtig erregt. Die Regierungen witterten überall „demagogische Umtriebe", wie man die noch höchst unklaren nationalen und freiheitlichen Bestrebungen namentlich der studierenden Jugend nannte. Die Dunkelmänner legten den für das Deutschtum schwärmenden jungen Leuten hochverräterische Bestrebungen unter, und dieser Verdacht hatte die gerichtliche Verfolgung und Einkerkerung von mehreren der vermeintlichen Hauptträbelsführer zur Folge.

Zu diesen hatte Fritz Reuter in gar keiner Weise gehört, trotzdem ward er 1833 auf der Heimreise in Berlin verhaftet und ungeachtet der von Mecklenburg aus ergangenen Reklamation ein Jahr lang in Untersuchungshaft behalten. Der vollkommen unschuldige junge Mann, dem weiter nichts zur Last gelegt werden konnte, als daß er Mitglied der Jenenser „Germania" gewesen und „am hellen lichten Tage in den deutschen Farben umhergegangen war", wurde zum Tode verurteilt, vom König Friedrich Wilhelm III. aber zu dreißigjähriger Festungsstrafe begnadigt. Nach vierjähriger Haft in mehreren preußischen Festungen, deren Qualen er später so ergreifend in „Ut mine Festungstid" geschildert hat, wurde er erst auf persönliches Drängen des Großherzogs von Mecklenburg an die heimatliche Regierung ausgeliefert. Es wurde jedoch die Bedingung dabei gestellt, daß er auch in Mecklenburg

in Haft bleiben solle und nur von Friedrich Wilhelm III. begnadigt werden dürfe. 1838 nach Mecklenburg ausgeliefert, internierte man das unglückliche Opfer der Demagogenriecherei in Dömitz, bis er endlich 1840 infolge der preußischen Amnestie seine Freiheit wiedererhielt.



Der Marktplatz.

Einen Schwächeren würde der siebenjährige Druck zermalmt haben, dem genialen Reuter aber war genug von seiner alten weltfreudigen und kerngesunden Natur erhalten geblieben, daß er sich nach zehnjähriger Sammlung zu dichterischem Schaffen erheben konnte, das ihn zu einem Liebling seines Volkes gemacht hat. Leider aber hatte er

aus der traurigen Festungszeit ein unheilbares Nervenleiden davongetragen, das ihn von Zeit zu Zeit zwang, sich durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke Linderung zu erkaufen. Seine Verkleinerer und Neider haben als Trunksucht und moralische Schwäche ausgelegt, was thatsächlich seine Krankheit war, die er vergebens durch Wasserkuren zu bekämpfen suchte. Sie hat mehr als alles andere an seinem Marke gezehrt und das Ende seines Lebens beschleunigt.

Zunächst machte er nach seiner Entlassung einen Versuch, das Studium der Jurisprudenz in Heidelberg wieder aufzunehmen, der indessen mißlang, weil er ihr noch weniger Geschmack abgewinnen konnte als früher. Nun wurde Reuter „Strom", wie man in Mecklenburg einen Pächter oder Oekonomen zu nennen pflegt. Der Vater hinterließ ihm bei seinem Tode 5000 Thaler, die Summe war aber natürlich nicht hinreichend, um eine selbständige Stellung als Landwirt zu gewinnen. Er führte nun von 1845 an fünf Jahre lang ein Wanderleben, bis er sich mit seiner geliebten Luise, der Tochter des Predigers Kuntze, verlobte und dann daran ging, sich um jeden Preis eine bürgerliche Stellung zu gründen.

Er ließ sich 1850 als Privatlehrer zu Treptow in Vorpommern nieder, wo er sich durch Erteilung von Unterricht „um zwei Groschen die Stunde" ein allerdings bescheidenes Auskommen erwarb und im folgenden Jahre sogar verheiraten konnte. In seinen Mußestunden schrieb er plattdeutsche Gedichte in mecklenburgisch-vorpommerischer Mundart nieder — allerlei Schnurren, die er von jeher unübertrefflich zu erzählen wußte. Schon Hoffmann von Fallersleben hatte ihm einmal, überrascht durch sein hervorragendes Erzählertalent, den Rat gegeben, solche Geschichten aufzuschreiben. Nun that er es, in der Hoffnung, durch ihre Veröffentlichung im Druck sich vielleicht

eine kleine Einnahmequelle zu eröffnen. Ein Freund schoß ihm das Geld vor, um die erste Sammlung unter dem Titel „Läuschen un Rimels“ 1853 auf den Büchermarkt zu bringen, und der Erfolg war ein so überraschend



Das Rathaus in Stavenhagen, Reuters Geburtshaus.

günstiger, daß Reuter den Entschluß faßte, sich fortan ganz der Dialektdichtung zu widmen.

1856 siedelte er nach Neubrandenburg über, wo er bis 1863 wohnen blieb und seine besten Werke schuf. Dieser Aufenthalt Reuters veranlaßt uns, der Stadt, die eine denkwürdige und interessante Geschichte hat, auf der Rück-

reise ebenfalls einen kurzen Besuch abzustatten. Ein unvergleichlich reizvolles Landschaftsbild liegt vor dem Reisenden, wenn er die Stadt von dem etwa eine halbe Stunde entfernten großherzoglichen Lustschloß Belvedere betrachtet, das auf einer in den Tollenser See vorspringenden Waldanhöhe liegt. Die Stadt zeigt sich von einem Kranze hoher alter Eichen umgeben, da ihre ganze Umwallung mit etwa 700 dieser Bäume dicht bestanden ist. Die acht Meter hohe Stadtmauer ist größtenteils aus Feldsteinen aufgeführt, und zu den schönsten mittelalterlichen Bauwerken in ganz Norddeutschland gehören die vier Stadtthore, von denen drei Doppelthore sind. Man hat sie seit 1843 in ihrer ganzen altertümlichen Schönheit wiederhergestellt. Das schöne Reuter-Denkmal wurde bereits im Eingange dieses Aufsatzes erwähnt.

Frei am Marktplatze liegt das großherzogliche Palais, dessen ganze Ostseite einnehmend. Es hat nur zwei Stockwerke und ist in ganz einfachem Stil erbaut. Die vielen Blitzableiter auf dem Dache erinnern noch heute an die Gewitterfurcht des durch Reuters „Dörchläuchting" bekannten, gemütlichen und originellen Herzogs Adolf Friedrich. Bei einem aufziehenden Unwetter mußte jedesmal der Konrektor Bodinus im Schlosse erscheinen, um als Naturkundiger den ängstlichen Herrn zu beruhigen, wofür er immer reichlich beschenkt wurde. Frauenzimmer duldete „Dörchläuchting" nicht um sich, ebenso wie seine noch originellere „Christel-Schwester", Prinzessin Christel, die in dem unweit dem Palais gelegenen Eckhause Nr. 326 wohnte, keine Mannsleute um sich haben mochte. Fritz Reuter läßt den Konrektor Aepinus (Bodinus) über sie äußern: „'t is doch en markwürdig Frugensstimmer, geiht in ehre Stuv in 'ne buckleddern (ziegenlederne) Hos', in Kanonen (hohe Stiefel) un 'ne korte Husorenjack, rokt 'ne korte Piep und drinkt Portwein dortau, und dorbi les't sei

den Cicero und, wat noch mihr is, versteiht ok, wat sei les't." —

Auf die erste Sammlung der „Läuschen un Rimels" folgten die poetischen Erzählungen „De Reis' nah Belligen",



Das Schloss in Stavenhagen.

eine neue Folge der „Läuschen un Rimels", „Kein Hüsung" und „Schurr Murr", durch die man in ganz Deutschland auf die in der plattdeutschen Sprache wohnende Fülle des köstlichsten Humors und ihre echten Naturlaute für den Ausdruck tiefen Gefühls, wodurch sie in der rechten Hand

ein äußerst wirksames Mittel für volkstümliche Genredarstellung wird, aufmerksam wurde. Sein Bestes und Höchstes gab der Dichter in der poetischen Erzählung „Hanne Nüte" und in den unter dem Gesamttitel „Olle Kamellen" vereinigten Prosaerzählungen. Namentlich der in letzterer Sammlung enthaltene größere Roman „Ut mine Stromtid" mit der unsterblichen Figur des „Onkel Bräsig" gehört zu den eigenartigsten und dichterisch wertvollsten Hervorbringungen des neueren deutschen Schrifttums.

Von Neubrandenburg zog Fritz Reuter nach Eisenach, wo er sich am Fuße der Wartburg in herrlicher Umgebung ein Landhaus erbaute, das er 1864 mit seiner „Luising" bezog. Von dort unternahm er mehrere größere Reisen, aber außer der ziemlich schwachen „Reis' nach Konstantinopel" ist in seinem „Sorgenfrei" nichts mehr entstanden. Seit 1868 siechte er, von seiner treuen Gattin aufopfernd gepflegt, langsam hin, bis ihm am Sonntag den 12. Juli 1874 der Tod die müden Augen schloß. Seine Witwe starb 1894; sie vermachte seine Eisenacher Villa, in der seitdem ein Reuter-Museum eröffnet wurde, der Schiller-Stiftung, die sie der Stadt Eisenach käuflich überlassen hat.

Grossstadt-Spezialitäten.

Skizze aus dem sozialen Leben der Gegenwart.

Von A. Oskar Klaussmann.

In dem vornehmen Restaurant, das mit allem nur denkbaren Luxus ausgestattet ist, sitzen in der elften Abendstunde an den einzelnen Tischen verschiedene größere und kleinere Gesellschaften von Herren und Damen. Die Theater sind soeben aus, und das elegante Publikum strömt in die feinen Lokale, um noch etwas zu sich zu nehmen. Geräuschlos eilen die Kellner hin und her, das eigentümliche Schwirren, durch viele gedämpfte Stimmen entstehend, erfüllt die Luft, Gläser klingen und Tischgeräte klirren. Da erscheint an der Thür des ersten der Restaurationssäle eine auffällige Frauengestalt, jung, schön, stattlich und in die Vierländer Tracht gekleidet.

Die Vierlande sind ein zur Stadt Hamburg gehöriges, vor ihren Thoren liegendes Gebiet, dessen von holländischen Kolonisten abstammende Bewohner eine sehr originelle Tracht haben, die man noch jetzt zuweilen in den Straßen Hamburgs an den Vierländer Bäuerinnen sehen kann.

Unsere Vierländerin aber ist keine Bäuerin. Sie trägt ein elegantes Blumenkörbchen in der Hand und bietet Blumen zum Verkauf in bescheidener Weise an. Die Blumen sind frisch und schön, die Vierländerin läßt sich aber auch hohe Preise dafür zahlen. Die Herren an den verschiedenen Tischen beeilen sich, für die bei ihnen sitzenden Damen einzelne Blumen oder Sträußchen zu kaufen.

„Sie hätten nicht so viel Geld ausgeben sollen!" sagt an einem der Tische eine junge Dame zu einem Herrn, der ihr vier kostbare Rosen geschenkt hatte. Der Ton in der Stimme der jungen Dame klingt allerdings durchaus nicht vorwurfsvoll, und sie ist über die Aufmerksamkeit des Mannes, der sich schon seit einiger Zeit um ihre Hand bewirbt, augenscheinlich keineswegs erzürnt.

„Mein gnädiges Fräulein," entgegnet der Herr, „außer dem für mich so großen Vergnügen, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit erweisen zu dürfen, erfülle ich noch mit dem Ankauf der Blumen einen guten Zweck, ich steuere bei zum Lebensunterhalt einer verarmten Familie. Die Blumenverkäuferin ist eine junge Frau aus den gebildeten Ständen, die sich mit drei Kindern auf diese Weise ernährt. Sie hat einen Mann gegen den Willen ihrer Angehörigen geheiratet und Schiffbruch gelitten. Ihr Mann ist eines Tages mit Hinterlassung zahlreicher Schulden nach Amerika geflohen und hat die junge Frau mit drei Kindern hilflos zurückgelassen. Die junge Mutter hat sich in ihrer Verlassenheit diesen Erwerb erwählt."

„Aber das ist doch nicht denkbar!"

„Nun, ich habe zufällig nähere Kenntnis von dem Vorfall. Die Frau ist tagsüber eine sorgsame Mutter und fleißige Hausfrau, die ihre Wirtschaft und ihre Kinder in bester Ordnung hält. Wenn der Abend kommt, legt sie ihr Kostüm an und besucht die eleganten Lokale, um die Blumen, die ihr von einer Blumenhandlung zu

billigen Preisen geliefert werden, zu verkaufen und dabei einen Verdienst zu machen, der es ihr ermöglicht, sich und die Kinder zu ernähren. Wenn sie hier ihren Rundgang beendet hat, geht sie draußen in die Garderobe, hüllt sich in ihren Mantel und eilt nach dem nächsten Lokal, um dort ihren Blumenhandel fortzusetzen. Sie besucht nur die elegantesten Lokale und muß sich sehr beeilen, denn bis gegen ein Uhr nachts muß sie fertig sein, da sich dann die Lokale zu leeren anfangen."

„Welch eine Existenz für eine gebildete Frau!" sagte ergriffen die junge Dame.

„Ja, das Leben in der Großstadt ist sehr schwer, der Kampf ums Dasein grausam, und vielleicht am schwersten für die alleinstehenden Frauen. Wenn Sie erst ständig in unserer Stadt wohnen werden, wird Ihnen manch originelle Beschäftigung von Frauen, die um ihre Existenz kämpfen, aufstoßen. Da klingelt es zum Beispiel an der Flurthür. Man öffnet und sieht eine elegant gekleidete Dame draußen, deren Auftreten einen Besuch aus der guten Gesellschaft erwarten läßt. Haben Sie die Dame in den Salon eintreten lassen, da sie den Wunsch äußerte, die Hausfrau zu sprechen, so entpuppt sie sich als Stadtreisende für Kartoffeln. Sie hat Kartoffelproben in einem Täschchen bei sich und sucht Sie zum Ankauf von guten Speisekartoffeln zu überreden, oder sie zieht einige Fläschchen mit heller Flüssigkeit hervor und macht Ihnen ein Angebot von Petroleum. Auch Agentinnen für den Verkauf von Flaschenbier, von Nähmaschinen treten in dieser eleganten Form auf, und meist hat man das Gefühl, daß es der jüngeren oder älteren Dame, die als „Besuch" im Salon sitzt, nicht an der Wiege gesungen worden ist, daß sie einst auf solche Weise werde ihr Brot verdienen müssen. Man kauft oft nur aus Mitleid, erweist sich aber die Ware als gut, so wird man ständiger

Kunde. Die Stadtreisende hat nur Prozente vom Verkauf bei der Firma, die sie vertritt, und muß vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen sein, um so viel zu verdienen, daß sie sich und wohl gar noch Angehörige ernähren kann. Manche schroffe Zurückweisung, manche unliebenswürdige Behandlung muß sie mit in den Kauf nehmen, wenn sie ihre „Tour“ macht. Es ist kein angenehmes Dasein, das können Sie sich denken.“

„O, wie bedaure ich diese Armen!“

„Ja, das moderne Leben treibt wunderliche Blüten. Gewisse großstädtische Geschäfte können thatsächlich nur prosperieren, wenn sie solche Agentinnen benützen. Da will ich Ihnen gleich Näheres von einem Geschäft erzählen, das Sie besonders interessieren wird, indem es sich um Damentoiletten handelt. Die Damen der großen Gesellschaft brauchen nicht nur gewöhnliche Toiletten für Haus, Straße und Gesellschaft, sondern auch solche für große Festlichkeiten und repräsentative Gelegenheiten, die nur wenigemal getragen werden können. Nun ist es in den Häusern der vornehmen Damen üblich, solche Garderobenstücke dem Kammermädchen oder der Garderobenfrau zu schenken. Diese Geschenke bilden einen Teil des Lohnes, und die Dienerinnen verkaufen die Kleider in besonderen Geschäften, die nun durch Agentinnen die Ware zu verwerten suchen. Diese Agentinnen suchen die Damen der minder begüterten Stände auf, die elegant aussehen und doch nicht viel dafür aufwenden wollen. Besonders Schauspielerinnen sind in dieser Beziehung gute Kundinnen. Die weiblichen Agenten besitzen große Redegewandtheit, und keine Frau, kein Mädchen wird so leicht widerstehen, wenn ihnen zum Beispiel ein Jäckchen aus wertvollem Sammet zu billigem Preise angeboten wird. Und die Agentin versteht ihr Geschäft, sie einigt sich mit der Käuferin auch auf Abschlagszahlungen, für die sie aller-

dings dem Geschäft, das sie vertritt, haftet. Aber die Firma hat durch diese Agentinnen einen außerordentlichen Vorteil, denn sie würde nicht ein Drittel des Umsatzes haben, wenn sie darauf warten sollte, daß die Kundinnen zu ihr kämen. Wie diese Geschäfte machen es leider auch kleinere Warenhäuser, die mit minderwertigen Sachen handeln. Schmuck, Kleidung, Wäsche zur Ausstattung bietet die Agentin von der Hintertreppe den Dienstmädchen an, und es ist schändlich, wie teuer oft schlechte Waren durch solche Agentinnen, die dann allerdings selbst nicht besser sind als ihre Ware, an die Dienstmädchen und Arbeiterfrauen verkauft werden."

„Ach, bitte, erzählen Sie mir lieber von anderem Frauenerwerb, bei dem es sich nicht um Täuschung und Betrug handelt."

„Mit Vergnügen. Unsere moderne Zeit bringt immer neue Möglichkeiten für den Frauenerwerb in der Großstadt. Detektive kann nicht jede Frau werden, weil dazu besondere Anlagen gehören, aber in letzter Zeit hat sich die Zahl der weiblichen Reporter für die großstädtischen Zeitungen ziemlich vermehrt. Diese Berichterstatterinnen sind sehr fleißig, und gewisse Gebiete der Berichterstattung eignen sich ganz besonders für Frauen. Einzelne dieser reportierenden Frauen bringen es zu großen Einnahmen. Eine weitere ganz neue Erwerbsquelle für Frauen ist das Amt der Fremdenführerin. Die amerikanischen Damen machen ohne Herrenbegleitung in größeren Gruppen Reisen durch die ganze Welt. Ihrem Beispiel sind auch die Engländerinnen und Skandinavierinnen gefolgt, und so treffen in der Reisezeit in den großstädtischen Gasthöfen ganze Scharen von Damen ein, die auf eigene Faust reisen und denen viel daran liegt, eine Führerin anstatt eines Führers zu bekommen. So sind englisch sprechende, gebildete Damen darauf verfallen, als Fremdenführerinnen

zu dienen. Eine solche ist für die Damen auch ein sehr wertvoller und angenehmer Begleiter, wenn es sich um Einkäufe handelt."

„Ja, da mögen Sie recht haben."

„Wer aber hätte noch vor wenigen Jahren geglaubt, daß Frauen auch als Grundstücksverkäuferinnen und Hypothekenmaklerinnen auftreten würden? Wir haben heute in der That Maklerinnen dieser Art, die sehr schöne Prozente verdienen. Es giebt viele alleinstehende, ältere und ängstliche Frauen, die Grundstücke besitzen, die verkauft werden sollen, es giebt viele solcher Frauen, die vermögend sind und ihr Geld auf Hypotheken ausleihen wollen. Solche Frauen nehmen gern einen weiblichen Vermittler, weil eben die Frau am liebsten wieder mit der Frau zu thun hat. Besonders weniger gebildete Frauen, wie es solche unter den vermögenden Matronen sehr häufig giebt, haben größere Neigung, mit Frauen Geschäfte zu machen als mit Männern. So fanden die „weiblichen Makler für Grundstücke und Hypotheken" sehr bald Auftraggeberinnen. Bei dieser Art von Geschäften handelt es sich auch sehr viel um das Zureden, und das verstehen die Frauen ja alle aus dem Grunde."

„Sie werden ironisch, mein Bester!"

„Ganz und gar nicht. Ich glaube vielmehr, daß eine kluge Frau dem Manne einen großen Gefallen erweist, wenn sie ihm gut zuredet, und daß ein verständiger Ehemann sehr oft gut thut, sich von seiner Frau zureden zu lassen. — Aber bleiben wir bei dem Frauenerwerb in der Großstadt, der nicht in den gewohnten Bahnen geht. Die zuletzt erwähnten seltenen Berufe können nur von Frauen ergriffen werden, die kinderlos sind oder doch schon Kinder haben, die nicht mehr beständig der Aufsicht, Abwartung und Pflege bedürfen. Es gehört auch noch eine gewisse Bildung und ein Vertrautsein mit den Gewohnheiten der

guten Gesellschaft zu der Ausübung oben erwähnter Berufe. Frauen, die nicht in solcher Weise sich ernähren können, müssen zu anderen Mitteln greifen. Es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß ein so unbedeutendes Toilettenstück für Herren, wie der Schlips, dazu dient, die Not vieler Menschen zu lindern. In den großstädtischen Seidenwaren-, noch mehr aber in den Konfektionsgeschäften bleiben kleine Reste von Seide und Atlas übrig, die für das Geschäft ganz wertlos sind. Diese Seidenreste schenken die Geschäfte an arme Frauen, die auf häuslichen Erwerb angewiesen sind. Die Frauen verarbeiten die Seiden- und Atlasreste zu Schlipsen und bringen diese in ein Restaurant, in dessen Saal täglich eine sogenannte Schlipsbörse stattfindet. Hier kaufen die Händler die Schlipse auf und lassen sie durch Agenten, zu denen sie meist stellungslose junge Kaufleute verwenden, verkaufen. Diese Schlipshändler ziehen von Haus zu Haus, besuchen Werkstätten und Fabriken und finden guten Absatz, denn in der Großstadt trägt selbst der gewöhnliche Arbeiter wenigstens Sonntags einen Schlips. Schlimmsten Falls hausieren die Agenten mit den Schlipsen in den Restaurants. Diese Schlipse sind also das Erzeugnis der Abfallindustrie."

„Sie erwähnten der Männer bei dieser Art von Geschäft; es giebt also auch für Männer absonderliche Erwerbszweige in der Großstadt?"

„Selbstverständlich! Da ist zum Beispiel der „gewerbsmäßige Zeuge", den Sie in mindestens zwei Exemplaren auf jedem Berliner Standesamt finden. Diese Zeugen sind Leute, die noch einen Frackanzug ihr eigen nennen und sauber aussehen. Sie sind auch mit den nötigen Legitimationen versehen. Dem Brautpaar, das auf dem Standesamt getraut werden soll, passiert es sehr oft, daß ein Zeuge, der geladen war, gar nicht kommt oder so lange auf sich warten läßt, daß der Standes-

beamte die Trauung nicht mehr aufschieben kann. Sehr oft erscheinen aber auch Zeugen, die nicht die gehörige Legitimation bei sich haben. Da der Standesbeamte in der Großstadt die Leute nicht persönlich kennt, muß er auf guten und gültigen Legitimationen bestehen. Ein Zeuge ohne solche ist nicht verwendbar, und so kommt das Brautpaar in die peinlichste Verlegenheit. Da springt der gewerbsmäßige Standesamtszeuge ein, indem er sich für die Zahlung von drei Mark dazu hergiebt, den Zeugen bei der Trauung zu machen. Ein sehr origineller Großstadttyp ist ferner der Hundeführer, das heißt der Mann, der gegen Bezahlung Hunde spazieren führt. Leider halten sich auch die Großstädter manchmal große Hunde. Diese Tiere verkümmern, wenn ihnen nicht täglich die notwendige Bewegung im Freien zu teil wird. Die Besitzer der Hunde sind aber von ihren Berufsgeschäften meist so in Anspruch genommen, daß sie ihre Hunde nicht spazieren führen können; da tritt der Mann in Thätigkeit, der gegen Bezahlung mehrmals wöchentlich erscheint, um den Hund spazieren zu führen. Gewöhnlich nimmt er zwei Hunde zum Spaziergang mit, und wenn er den ganzen Tag unterwegs ist und alle Tage der Woche besetzt hat, nährt er sich ganz gut von seinem seltsamen Gewerbe. Auch der Schlangen- und Krötenjäger gedeiht nur in Großstädten, wo sich viele Leute Terrarien und Tierkäfige halten, die ihnen gewissermaßen einen Ersatz für das Naturleben bieten müssen."

„Nun hören Sie aber auf, Sie werden phantastisch!"

„Es ist alles buchstäblich wahr. Noch eine Spezialität der Großstadt ist der hausierende Künstler. Er ist Bildhauer, erscheint abends in Bierrestaurants und erbietet sich hier gegen Zahlung von drei Mark, Porträtbüsten aus rotem Thon anzufertigen. Er ernährt sich damit, da die kleinen, nur mehrere Centimeter hohen Büsten

doch einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe der Person zeigen, die sich auf diese Weise hat verewigen lassen. Noch unter ihm steht der Seifenmaler, der sein Brot in den Kneiplokalen untersten Ranges findet. Er führt ein Stück präparierter Seife mit sich, die so aussieht wie ein Stück Billardkreide. Mit der Seife malt er auf Spiegel und Fensterscheiben Porträts des Wirtes oder einzelner Gäste, malt Köpfe von berühmten Persönlichkeiten oder lachende Kindergesichter. Der Wirt spendiert dem Manne, der die Gäste unterhält, Bier und Zigarren, und die Gäste sammeln für den „Künstler“ einige Nickel. Allerdings ist diese Seifenmalerei ein Gewerbe, das nahe an den Bettel streift, und damit will ich die Ihnen gebotene Uebersicht der neuesten in der Großstadt betriebenen Gewerbe schließen, denn die älteren Spezialitäten kennen Sie gewiß schon aus den Zeitungen.“

„Man könnte sich vor der Großstadt fürchten,“ erklärte die junge Dame. Aber der Blick, den sie ihrem Gegenüber zuwirft, scheint darauf hinzudeuten, daß sie unter seiner Führung sich ganz sicher fühlen wird, wenn sie erst einmal seine Frau ist.

Mannigfaltiges.

Gefährliche Auszeichnung. — Kaiser Nikolaus I. von Rußland (1825—1855) liebte es sehr, ohne weitere Begleitung auf dem Newskiprospekt oder dem Englischen Quai in St. Petersburg spazieren zu gehen. Der Herrscher ging, meistens in einen grauen Militärmantel gehüllt, wie ein gewöhnlicher Spaziergänger, freundlich die ehrfurchtsvollen Grüße der Passanten erwidernd, dahin. Nur war es strengstens verboten, den Zaren anzusprechen oder ihn gar mit Bittschriften zu belästigen.

Eines Tages, als er wieder seinen gewöhnlichen Gang machte, bemerkte er den französischen Schauspieler Vernet, der sehr bei ihm in Gunst stand. Die Umstehenden freundlich grüßend, trat der Kaiser an Vernet heran und sagte: „Ah, sieh da, mein lieber Vernet, spielen Sie heute abend?"

„Jawohl, Majestät. Ich habe die Ehre, heute abend in „Das Glas Wasser" aufzutreten."

„Das freut mich. Ich werde anwesend sein. Sie spielen Ihre Rolle vorzüglich in dem Stück."

„Eure Majestät erweisen mir zu viel Ehre," erwiderte der Schauspieler geschmeichelt.

Noch einige freundliche Worte, und der Kaiser setzte seinen Weg fort.

Der Schauspieler hatte sich von seiner tiefen Abschiedsverbeugung kaum wieder aufgerichtet, als ein bärtiger Herr, ihm eine Hand auf die Schulter legend, halblaut zuflüsterte: „Sie sind verhaftet, mein Herr. Sie haben den Kaiser angesprochen. Folgen Sie mir!"

Erst überlegen lächelnd, dann aber ärgerlich machte der Schauspieler geltend, daß der Kaiser ihn und nicht er den Kaiser angeredet habe, und berief sich auf das Zeugnis der Umstehenden. Aber die Menge, die ihn soeben noch neugierig, ob der hohen Ehre, die ihm geworden, angestarrt hatte, war, sobald der Polizist an ihn herangetreten, wie vom Winde auseinander gestoben. Alles Beteuern, alles Reden und alle Drohungen halfen nichts, der Beamte zuckte gleichmütig die Achseln, der arme Vernet mußte mit zum Polizeirevier und wurde nach einem kurzen Verhör einfach eingesperrt. —

Es war am Abend, kurz vor Beginn der Aufführung, das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt, als dem Direktor gemeldet wurde, der Schauspieler Vernet sei noch nicht da. Man habe schon einen Boten in seine Wohnung gesandt; aber dieser sei mit der Meldung wiedergekehrt, Herr Vernet wäre am Morgen ausgegangen und den ganzen Tag nicht wieder heimgekehrt. Was war zu thun? Alle Boten, die der Direktor aussandte, kamen ohne Vernet und ohne eine Nachricht von ihm zurück. Er war nirgends gesehen worden. Wie besessen rannte der unglückliche Theaterdirektor herum. Ersatz für Vernet war nicht vorhanden, die Ouverture war schon bis ins Unendliche ausgedehnt worden, und das Publikum begann unruhig zu werden. Es blieb nichts anderes übrig, als ein anderes Stück aufzuführen, so gut es eben ging. Kaum hatte man begonnen, als auch schon der Kaiser erschien.

„Warum wird „Das Glas Wasser" nicht gespielt?" fragte er den herbeigeholten Direktor streng.

„Majestät," erwiderte der Zitternde, der sich im Geiste schon auf dem Wege nach Sibirien sah, „der Schauspieler Vernet ist spurlos verschwunden; wir haben keinen Ersatz für ihn, ich habe ihn schon überall suchen lassen, aber vergebens, und —"

„Vernet verschwunden! Unmöglich, ich habe ihn doch heute früh noch selbst gesprochen," unterbrach ihn der Kaiser. Plötzlich aber schien ihm etwas einzufallen; er lachte laut auf und sagte: „Ich fürchte, ich bin selbst die Ursache, daß der arme Vernet nicht anwesend ist. Ich sprach ihn heute morgen auf dem Newski-

prospekt an, und die Polizei hat ihn jedenfalls festgenommen. Lassen Sie sofort nachsehen und ihn hierher bringen."

Es dauerte keine Viertelstunde, als Vernet schon gebracht wurde.

„Ach, mein lieber Vernet," begrüßte ihn der Kaiser lachend, „ich bin ganz trostlos über das Unglück, das Ihnen durch meine Unbesonnenheit zugestoßen ist. Vergessen Sie es, mein Freund. Was kann ich thun, um Ihnen einigermaßen Ersatz für die ausgestandenen Leiden zu bieten?"

„Wenn Eure Majestät mir eine Gnade erweisen wollen," erwiderte der Schauspieler, „so möchte ich bitten, mich auf der Straße nicht wieder anzusprechen; denn die russischen Gefängnisse sind gar nicht nach meinem Geschmack."

Der Kaiser lachte, versprach's, und die Vorstellung konnte nun endlich beginnen. W. Stelljes.

Unerreichbare Schätze. — Ein Schatz im Werte von vielen Millionen Mark liegt bereit für den, der im stande ist, ihn zu heben. Nicht sehr weit von dem Hafenort Alnmouth an der Küste von Northumberland in England befindet sich ein mächtiges Steinkohlenlager, das darauf wartet, ausgebeutet zu werden. Es hat nur den kleinen Nachteil, daß diese kostbare Kohlenmine von der Nordsee bedeckt ist. Die Kohle liegt zwar nur etwa 30 Fuß tief, wovon 18 Fuß Meerwasser sind, man kann aber nur an dieselbe herankommen, indem man entweder einen Schacht vom Lande aus gräbt oder einen Wall ins Meer hineinbaut. Beide sehr kostspielige Methoden hat man bereits versucht, aber beide schlugen fehl. Der letzte Versuch kostete den Unternehmern mehr als 8000 Pfund Sterling. Von Sachverständigen wird der Wert des Kohlenlagers auf mindestens 500,000 Pfund Sterling, also auf mehr als 10 Millionen Mark, geschätzt. Der einzige Ertrag ist zur Zeit die Kohle, die vom Meer bei den heftigen Stürmen, die hier häufig vorkommen, ans Ufer gewaschen wird. Allerdings manchmal zehn bis zwanzig Zentner an einem Tage.

Ein anderes, fast ebenso reiches Kohlenlager, aber auch ebenso eifersüchtig vom Meer gehütet, liegt an der Küste von Glamorgan in Wales. Auch dieses hat man vergebens auszubeuten versucht. Das Meer spült hier jährlich für mehr als 2000 Mark

Kohlen ans Land. Beide Minen befinden sich allem Anscheine nach außerhalb des Bereichs menschlicher Kräfte und werden es wohl immer bleiben.

In der Grafschaft Cornwall, zwischen den Städten Bodmin und Truro, liegt ein Silberschatz, dessen Wert von Sachverständigen auf wenigstens 50 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird. Aber auch mit der Hebung dieses ungeheuren Schatzes hapert es, trotzdem reicher Lohn denjenigen erwartet, der im stande ist, ihn zu heben. Das Silbererz ist nämlich mit anderen Erzen, besonders mit Bleierz, derart verbunden, daß die Kosten des Läuterns des Silbers den Wert des Edelmetalls fast um das Doppelte übersteigen. An einigen Orten wird zwar Silbererz gefördert, aber die Gruben rentieren sich nicht. Vor kurzer Zeit bot einer der bedeutendsten Grundbesitzer öffentlich demjenigen die Hälfte seines Besitzes an, der ein Verfahren entdecken würde, wodurch die Gruben ertragfähig gemacht werden könnten. Aber es meldete sich niemand.

In der Grafschaft Cumberland befindet sich eine der reichsten Graphitminen der ganzen Welt; aber sie kann nicht ausgebeutet werden aus dem eigentümlichen Grunde, weil, wenn man Schächte anlegen würde, das ganze Gebirge, in dem sich die Graphitmassen befinden, zusammenstürzen, und ein großer Teil des umliegenden wertvollen Geländes zerstört werden würde. Einmal wurde der Versuch gemacht, das wertvolle Graphit zu Tage zu fördern, man brachte auch große Mengen herauf, aber eines Tages stürzten die Stollen zusammen und begruben eine große Anzahl Bergleute. Seitdem ist die Ausbeutung der Gruben verboten. Ein Jahresgehalt von 20,000 Pfund Sterling (400,000 Mark) harrt desjenigen, der Mittel und Wege entdeckt, diesen Schatz zu heben.

In Südcornwall liegt die auf 800,000 Pfund Sterling geschätzte Zinnmine „Berkeley". Das Erz aus diesem Bergwerke könnte nun leicht gefördert, leicht geläutert und leicht an den Markt gebracht werden, wenn nicht wiederum ein unüberwindlich scheinendes natürliches Hindernis die Ausbeute verböte. Das Erz liegt tief in der Erde, und die sehr erzreichen, besonders kupferhaltigen Schichten, die es bedecken, strömen äußerst giftige

Gase aus. Sobald nun ein Schacht angelegt wurde, strömten die tödlichen Gase in den Schacht, und derselbe war und blieb unbefahrbar. An allen nur möglichen Stellen erneute man die Versuche, aber stets mit dem gleichen Ergebnis. Fast alle englischen Gelehrten und Sachverständigen haben versucht ein Mittel zu entdecken, das Hindernis zu beseitigen, aber bisher ohne Erfolg. W.-St.

Neue Erfindungen. I. Operationsrahmen für Pferde. — Unter den verschiedenen Zweigen der Heilkunde hat es heut-



Befestigung des Pferdes im Operationsrahmen.

zutage die Wundbehandlung und Operationstechnik ohne Zweifel am weitesten gebracht und die größten Erfolge aufzuweisen. Dies erstreckt sich nicht nur auf die Behandlung von Menschen, sondern

auch auf die von Tieren, unter denen besonders das kostbare Pferd sorgfältig gepflegt und ziemlich häufig eingreifenden Operationen unterworfen wird. Die größte Schwierigkeit besteht darin,

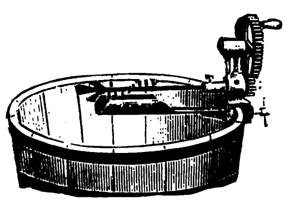


Während der Operation.

die Tiere so zu fesseln, daß durch ihr Sträuben und ihre Bewegungen weder der Arzt gefährdet, noch sein Eingreifen gestört und dessen Erfolg vereitelt werde. Ein neuerdings von dem berühmten Londoner Tierarzt T. A. Dollar erfundener Operationsrahmen für Pferde leistet in dieser Hinsicht Vollkommenes und

dient auch der Humanität, indem er die Leiden des betreffenden Tieres auf das geringste Maß herabmindert. Wie unsere Bilder zeigen, wird das zu operierende Pferd in dem Operationsrahmen, einem eisernen Gestell, stehend durch Bauchgürtel, Ketten und Riemen an Leib, Füßen und Kopf befestigt. Dann bringt man den Rahmen durch Drehung um die mittleren Achsen in eine wagerechte Lage, und die Operation kann nun mit völliger Ruhe und Sicherheit vorgenommen werden. Das Pferd ist gezwungen, still zu liegen. Damit es sich nicht beschädige, sind rechts und links an den Seiten sogar Kissen angebracht. F. B.

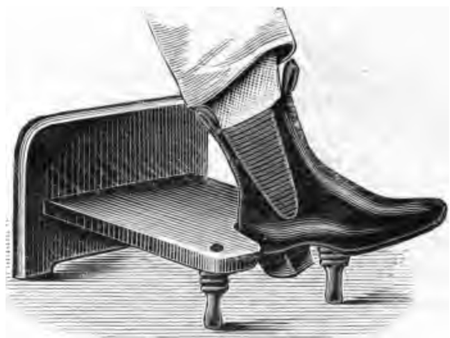
II. Eine Flaschenreinigungsmaschine für Handbetrieb. — Von allen bis jetzt in den Handel gekommenen Flaschenspülmaschinen hat sich die untenstehend abgebildete ebenso einfach konstruierte, wie praktische Flaschenreinigungsmaschine für den Handbetrieb sowohl für Hotels, Weinhandlungen, wie für den Privatgebrauch am besten bewährt und ist bezüglich Leistungsfähigkeit bis jetzt von keinem ähnlichen System übertroffen worden. Diese Maschine mit Zahnrädern und Flaschenauflage, zum Anschrauben an den Spülkübel, reinigt die Flaschen schnell und sauber, erfordert einen sehr geringen Kraftaufwand und ist der Abnutzung so gut wie gar nicht unterworfen, da man die Borsten in die Stangenbürste sehr leicht selbst einziehen kann. Dabei ist dieselbe sehr billig (Preis M. 18.—, mit Reservestangenbürste M. 1,50 mehr) und wird von der Firma Ziegler & Groß in Konstanz 59 versandt.



III. Patentierter Universal-Stiefelknecht. — Daß ein Stiefelknecht ein mechanisches Hilfsmittel ist, um die Stiefel, ohne sich bücken und die Hände beschmutzen zu müssen, ausziehen zu können, weiß jedermann, und die Zahl dieser nützlichen Apparate ist Legion. Aber ein Stiefelknecht, der einem die Stiefel auf die bequemste Weise nicht nur aus-, sondern auch anzieht, ist eine jedenfalls erfreuliche Errungenschaft unserer

[redacted]

erfindungsreichen Zeit. Der patentierte Universal-Stiefelknecht wird besonders wohlbeleibten Leuten eine Freude sein. Wie auf unserem ersten Bilde zu sehen, geht das Ausziehen des Stiefels ganz auf die bisher auch bei anderen Stiefelknechten übliche Weise vor sich, erst wenn man seine Stiefel anziehen will, tritt seine Eigenart ans Licht. Man richtet ihn nämlich einfach auf, so daß er auf dem Seitenbrett steht. Die beiden Vorderfüße bilden dann zwei Riegel, in die man die Oesen des Stiefels einhängt, und nun mit dem Fuße bequem hineinfahren kann.



Der Stiefelknecht beim Ausziehen.



Der Stiefelknecht beim Anziehen.

Der kleine Maler. — An der Wohnung des Direktors der Münchener Akademie, Peter v. Cornelius, klingelte es eines Morgens im Jahre 1840. Es war ein kleiner Bursche von etwa zehn Jahren; er trug eine Jacke von schwarzem Sammet, ein schwarzes Sammetbarett und einen weißen Halskragen, dazu langes, gelocktes Haar. Als das Dienstmädchen öffnete, fragte er: „Ist der Herr Direktor zu sprechen?"

[redacted]

„Na, der Herr Direktor is net z' Haus. Wos willst denn von ihm, Kloaner?"

Während dieser verlegen sein Barett zwischen den Händen drehte, trat die Gattin des berühmten Malers auf den Vorsaal. Sie neigte sich freundlich zu dem hübschen Knaben nieder und sagte: „Mein Mann ist nicht da, kommt aber bald. Wenn du auf ihn warten willst, so komm nur herein!"

Sie ging voran, der Kleine hinter ihr her in ihr Zimmer, und bald waren beide in einem lebhaften Gespräche begriffen. Der Frau Direktor gefielen die kurzen und doch geistvollen Antworten ihres kleinen Besuchers; sie plauderte gemütlich mit ihm, nahm ihn endlich auf ihren Schoß und gab ihm einen herzlichen Kuß. In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und Cornelius trat ein. Lachend blickte er auf die kleine Scene und rief: „Ei, ei, lieber Preyer, Sie haben sich ja rasch bei meiner Frau in Gunst gesetzt!"

Frau Cornelius stieß einen entsetzten Schrei aus, sprang auf, wobei Herr Preyer auf den Teppich kollerte, und verschwand im Nebenzimmer.

Lachend half Cornelius dem kleinen Maler beim Aufstehen und sagte: „Nun, wie geht's in Düsseldorf? Sie bleiben doch zum Mittagessen? — Aber erlauben Sie, daß ich zuerst meine Frau beruhige!"

Nach einiger Zeit erschien hoch errötend die Frau Direktor, und Cornelius stellte vor: „Herr Johann Wilhelm Preyer, der bekannte Stillebenmaler und mein früherer Schüler in Düsseldorf, von freilich sehr jugendlichem Aussehen, aber — wann sind Sie eigentlich geboren, lieber Preyer?"

„Am 19. Juni 1803, Herr Direktor."

„Nun, siehst du, liebe Frau, mit siebenunddreißig Jahren pflegt man die Kinderschuhe ausgetreten zu haben."

„O, um den erhaltenen Preis würde ich gerne noch darin stecken," sagte der galante kleine Maler († 1889 in Düsseldorf). D.

Gewitterwolken. — Die Voraussetzung für die Bildung von Gewitterwolken ist das Aufsteigen eines warmen, wasserdampfreichen Luftstromes. Je höher diese wasserdampfreiche, warme

Luft hinaufsteigt, desto mehr dehnt sie sich aus und kühlt sich gleichzeitig ab, und wenn die Abkühlung einen bestimmten Grad erreicht hat, so erfolgt die Ausscheidung des Wasserdampfes in Form von winzigen Wasserkügelchen, den Grundbestandteilen der Wolke. Mit dem Nachschub warmer, wasserdampfreicher Luftmassen gewinnt die Wolke stetig an Größe, und diese Vergrößerung setzt sich so lange fort, als die vom Winde getriebenen Wolkenhaufen in der Atmosphäre die entsprechenden Vorbedingungen vorfinden.

Die Mehrzahl der bei uns auftretenden Gewitter sind Wirbelgewitter, dadurch gekennzeichnet, daß sie als Begleitschaft der atlantischen, weit über die Lande hinziehenden Wirbelwinde erscheinen. Sie treten am westlichen Himmel auf und, während sie aufziehen, dreht sich der Wind schnell nach Norden. Wenn gewöhnlich behauptet wird, daß Gewitter die Luft abkühlen und reinigen, so gilt dieses nur von diesen Wirbelgewittern. Vor ihrem Ausbruch herrscht eine hohe, nach ihrem Austoben eine niedrige Temperatur. Bedeutend seltener sind Gewitter, die von Osten kommen und bei denen der Wind nach Süden umschlägt. Diese führen keine Abkühlung und keine Aenderung des Wetters herbei.

Hat sich an einem Orte ein Gewitter ausgebildet, so nimmt es die Form eines langgestreckten Streifens an, so daß dann die Front des vorwärts schreitenden Wolkenflötzes sehr lang, seine Tiefenentwickelung dagegen verhältnismäßig gering ist. Während die Länge der Front oft 300 bis 400 Kilometer mißt, beläuft sich die Breite des Gewitterstreifens meist nur bis auf 40 Kilometer.

Sehr wechselnd ist die Dicke der Gewitterwolken. So sind Beobachtungen gemacht worden, denen zufolge die Dicke der Wolken nicht mehr als 8 bis 9 Meter betrug. Daneben finden sich aber auch in derselben Gewitterbank Teile, die eine Dicke von vielen Hunderten von Metern aufweisen. Dieser Wechsel zwischen dicken und dünnen Schichten ist auch die Ursache für die Verschiedenartigkeit der Wolkenfärbung. Die hochaufgetürmten Wolkenmassen erscheinen stets dunkelgrau oder dunkelblau, während die dünneren Partien eine hellgraue bis gelblichweiße Färbung besitzen. Uebrigens trägt auch die Beleuchtung durch die

Sonne viel zur Tiefe des Farbentones bei. Dieselbe Gewitterbank, die eben noch, als sie die Sonnenstrahlen unmittelbar trafen, ein unheimliches Dunkelgraublau zeigte, erscheint im nächsten Augenblick, wo die Sonne von einer voraneilenden Wolke verdeckt wird, in einem unschuldigen, ziemlich hellen Grau. Die untere Fläche des Gewitterflötzes ist im Gegensatz zu der oberen mit ihren übereinander getürmten Ballen fast eben. Erst kurz vor dem Ausbruch des Gewitters bilden sich auch auf der unteren Fläche Ausbauchungen und Hervorragungen, die sich zur Erde herabsenken, aber mit dem Grundstock doch im Zusammenhang bleiben.

In der Ebene ziehen die Gewitterwolken durchschnittlich in einer Höhe von 1400 Meter. Im Gebirge dagegen erheben sie sich zuweilen zu recht beträchtlichen Höhen. Gewitter, die über den 4810 Meter hohen Gipfel des Montblanc hinwegziehen, sind nichts Seltenes. Die untere Grenze geht mitunter außerordentlich tief herab. Eines der niedrigsten Gewitter war dasjenige, welches am 26. August 1827 bei dem Kloster Admont in Steiermark beobachtet wurde. Das Kreuz des Klosterturmes, der 38 Meter hoch ist, ragte aus der Gewitterwolke heraus, während ein Turmfenster, das 30 Meter vom Erdboden entfernt war, sich unter ihr befand. Demnach schwebte die Gewitterwolke in einer Höhe von etwas über 30 Meter, und ihre Dicke betrug nur 8 Meter.

Die Fortbewegung der langgestreckten Gewitterstreifen erfolgt gewöhnlich in der Richtung des vorherrschenden Windes, in Deutschland also vorwiegend von West nach Ost. In dieser Richtung schreiten sie dann ziemlich geradlinig fort. Gebirge üben insofern einen Einfluß auf den Zug der Gewitterwolken aus, als sie sie leicht von der eingeschlagenen Richtung abdrängen. Die Geschwindigkeit, mit der sich die Gewitterwolken fortbewegen, beläuft sich auf durchschnittlich 40 Kilometer in der Stunde. Die meisten Gewitter treten in den Nachmittagsstunden zwischen 3 und 6 Uhr auf. Der geographischen Verteilung nach nimmt die Zahl der Gewitter im Jahr von der heißen Zone nach den Polen hin allmählich ab. Der Höhepunkt ihres Auftretens entfällt für Mitteleuropa auf Juni und Juli. In

Deutschland verringert sich die jährliche Zahl der Gewittertage von Südwesten nach Nordosten; am größten ist sie in der oberrheinischen Ebene, am kleinsten an der Ostseeküste. Die durchschnittliche Anzahl der Gewittertage im Jahre beträgt für Norwegen 6, für Großrußland nördlich von 60 Grad nördlicher Breite 10, für Preußen 13 bis 17, Bayern 20 bis 21, Württemberg 21, Oesterreich 23 bis 24, Griechenland 31, Italien 38, Westindien 39, Borneo 54 und Java 150.

Eine jede Gewitterwolke besteht aus Zonen, die abwechselnd mit positiver und negativer Elektrizität geladen sind. Am stärksten ist diese Ladung in der Mitte der Wolke. Der Ausgleich der erzeugten Spannung erfolgt durch den Blitz in der Richtung des geringsten Widerstandes. Vor einem jeden Blitz läßt die Wolke den Regen mit doppelter Gewalt und Schnelligkeit herabstürzen. Allerdings glaubt man gewöhnlich, daß sich der Regen erst nach dem Blitzschlag verstärkt. Allein es ist hierbei zu bedenken, daß sich das Licht mit einer ungeheuren Geschwindigkeit bewegt, während der Regen verhältnismäßig langsam niederfällt. Infolgedessen überholt der Blitz den niedergehenden Regenschwall, so daß dadurch in unserer Wahrnehmung die umgekehrte Reihenfolge in der Entstehung beider Erscheinungen vorgetäuscht wird.

Die Gewitterwolken sind kein fertiges Ganzes, das so lange weiterzieht, als sein Vorrat an Regen und Elektrizität erschöpft ist, sondern sie sind in einem beständigen Entstehen und Vergehen begriffen, und dieses Wechselspiel setzt sich so lange fort, als die dazu nötigen Vorbedingungen in der Atmosphäre gegeben sind. Aus diesem Sachverhalt erklärt sich auch der geringere oder größere Umfang des fortschreitenden Wolkenflötzes, das zeitweilige vollständige Aussetzen der Niederschläge und die ungleiche Heftigkeit der Gewitter an den verschiedenen Orten.

Th. Seelmann.

Das serbische Königspaar. — Das im königlichen Konak zu Belgrad erwartete freudige Familienereignis, wie auch die in der neuen serbischen Verfassung niedergelegten Festsetzungen über die Thronfolge in direkter Linie haben neuerdings in erhöhtem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf das regierende Herrscherpaar,

den König Alexander I. von Serbien und die Königin Draga, gelenkt. Der jugendliche König, geboren am 14. August 1876 zu Belgrad als einziger Sohn des Königs Milan Obrenowitsch



König Alexander I. von Serbien
Nach einer Photographie von Jovanowitch in Belgrad.

und der Königin Natalie, geborenen Keschko, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Als zwischen seinen Eltern der Konflikt ausbrach, suchte die Mutter ihn ganz an sich zu ziehen. Sie nahm ihn auf ihren Reisen nach Rußland und Deutschland mit und verweigerte 1888 in Wiesbaden die von Milan verlangte Heraus-

gabe des Sohnes, der ihr dann am 13. Juli durch die Polizei weggenommen und nach Belgrad gesandt wurde. Durch die Thronentsagung seines Vaters ward Alexander am 6. März 1889



Königin Draga von Serbien.
Nach einer Photographie von Guesquin in Biarritz.

König von Serbien, zunächst unter Leitung einer Regentschaft. Schon als Siebzehnjähriger aber schüttelte er diese Vormünder von sich ab, hob dann die Verfassung auf, erklärte sich selber für großjährig und übernahm die Zügel der Regierung (13. April 1893). Alexander I. besitzt eine etwas die Mittelgröße überragende Ge-

stalt und sympathische Züge, aus denen zwei schwarze Augen mit freundlich-gutmütigem Ausdruck blicken. Hochgradige Kurzsichtigkeit giebt seinem Auftreten den Anschein einer gewissen Befangenheit, der noch durch seinen unsicheren Gang erhöht wird. Bei den Spaziergängen, die der König nicht selten in Gesellschaft seines ersten Flügeladjutanten oder eines Ministers durch die Hauptstraße von Belgrad und den schönen Stadtpark zu machen pflegt, muß er von seinem Begleiter unausgesetzt aufmerksam gemacht werden, wenn es gilt, die Grüße der Vorübergehenden zu erwidern, da Alexander I. diese selbst auf wenige Schritte Entfernung nur undeutlich wahrnehmen kann.

Im Anfange seiner Regierung hielt man den jungen Monarchen vielfach für ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Vaters; seine durchaus gegen den Willen Milans geschlossene Liebesheirat zeigte aber zur Genüge, wie unbegründet jene Annahme war.

Königin Draga entstammt einem altserbischen Wojwodengeschlecht; sie ist am 23. September 1867 in Schabbatz geboren, wo ihr Vater Panta Lougnewitza damals Kreisvorsteher war. Sie ist die Enkelin des Nikola Lougnewitza, der einst als der reichste Mann in Serbien galt und einer der bedeutendsten Mitarbeiter des Fürsten Milosch Obrenowitsch bei der Begründung des heutigen Serbiens gewesen ist. Draga heiratete zuerst Swetosar Maschin, den Direktor großer Antimonminen in der Nähe von Schabbatz, der nach sechsjähriger, kinderlos gebliebener Ehe starb. Kurz darauf wurde die Königin Natalie auf die feingebildete, alleinstehende Witwe aufmerksam und machte sie zu ihrer Hofdame. Beide reisten viel zusammen, und als die Königin 1894 mit ihrer unzertrennlichen Freundin und Begleiterin nach Serbien zurückkehrte, bezeigte der jugendliche König der um neun Jahre älteren Hofdame lebhafte Aufmerksamkeiten. Natalie verließ deshalb Belgrad bald wieder und kehrte mit Draga nach Biarritz zurück. Als Alexander trotzdem mit der Hofdame in Verbindung blieb, wurde diese von der Königin-Mutter ungnädig entlassen.

Verschiedene Versuche, für den jungen König eine standesgemäße Partie mit einer europäischen Prinzessin zu stande zu bringen, waren gescheitert, als dieser alle Welt durch die Bekanntmachung seiner Verlobung mit Draga Maschin überraschte,

die er bald darauf als seine Gemahlin in den Belgrader Königskonak einführte. Die jetzige Königin ist von mittlerer, schmächtiger und eleganter Gestalt. Die schwarzen, lebhaften Augen deuten auf Intelligenz, die auch in ihrer, viele Bildung und große Menschenkenntnis verratenden Unterhaltung zu Tage tritt, durch die sie stark zu fesseln und für sich einzunehmen versteht. Das ganze gesellschaftliche Leben in der serbischen Hauptstadt steht gewissermaßen unter dem Zeichen der Königin Draga. Man ist allgemein sehr zufrieden damit, daß wieder eine Königin im Konak residiert, um so mehr, als diese nicht nur viel Wohlthätigkeitssinn bekundet, sondern auch durch ihre Liebe zur Kunst, namentlich für Musik, die weitesten Gesellschaftskreise in gleicher Richtung anzuregen weiß. Fr. R.

Dortig. — Als die an der Saar belegene rheinländische Stadt und Festung Saarlouis (bekanntlich Geburtsort des Marschalls Ney) 1815 von Frankreich an Preußen fiel, gab sich die Regierung große Mühe, die Einwohner mit ihrem Schicksal zu versöhnen; allein ein eigentümlicher Vorfall hätte, wie Corvin in seinem „Leben eines Volkskämpfers" erzählt, das gute Vernehmen beinahe zerstört. Der Bürgermeister war ein sehr geachteter und populärer Mann, und die Einwohnerschaft war sehr entrüstet, als er von der Regierung in auffallender Weise beleidigt wurde. Er erhielt nämlich einen Erlaß, der mit den empörenden Worten schloß: „Der dortige Bürgermeister wird angewiesen, für die Ausführung dieser Anordnungen Sorge zu tragen."

Der Stadtrat versammelte sich, und es wurde beschlossen, einen energischen Protest zu erlassen, in welchem man sich des beleidigten Bürgermeisters annahm und dessen Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Antwort, welche auf diesen Protest erteilt wurde, brachte aber noch größere Aufregung hervor, denn es hieß darin unter anderem, daß „die Regierung durchaus nicht begreifen könne, was der dortige Bürgermeister, der dortige Stadtrat und die dortige Bürgerschaft bezwecke, und daß es bei dem Erlasse sein Bewenden haben müsse".

Man schickte endlich einen Regierungsbeamten nach Saar-

louis, der aus den Wolken fiel, als man ihm voll Entrüstung erklärte, weder der Bürgermeister, noch der Stadtrat, noch die Einwohner seien dortig — was nämlich in dem Saarlouiser Dialekt närrisch oder verrückt bedeutet. Th.

Ehrenjungfrauen auf der Guillotine. — Während des unter der Bezeichnung „Campagne in Frankreich" bekannten Feldzuges wurde Verdun am 1. und 2. September 1792 heftig beschossen. Als darauf die Festung zur Uebergabe aufgefordert wurde, mußte der Kommandant Beaurepaire, gedrängt von der Bürgerschaft, in die Uebergabe willigen. Er erschoß sich aber, nachdem dies geschehen war. Darauf zog der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen an der Spitze seiner Truppen in Verdun ein, wo ihn die royalistisch gesinnte Bevölkerung mit Jubel empfing, und ihm vierzehn Ehrenjungfrauen Blumen darboten. Am 10. Oktober desselben Jahres kam Goethe nach Verdun. Beim Durchschreiten der Straßen fragte er seinen Führer nach einem wunderschönen Mädchen, das sich eben aus einem Fenster eines stattlichen Hauses bog. Der Führer nannte ihren Namen und bemerkte dabei: „Das schöne Köpfchen mag sie nur fest auf ihren Schultern halten. Sie ist auch eine von denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben." Am 14. Oktober zogen die Republikaner in Verdun ein, und ein furchtbares Strafgericht begann; viele Köpfe angeblich verräterischer Einwohner fielen unter der Guillotine, unter ihnen auch die jener vierzehn Ehrenjungfrauen. E. K.

Indische Schildbürgerstreiche. — Die Erschließung der indischen Litteraturschätze durch englische und deutsche Sanskritgelehrte hat den Zusammenhang der Sagen und Märchen aller indogermanischen Völker nachgewiesen. Auch die humoristische Volkslitteratur scheint ihre Wiege in Indien zu haben, und selbst die Streiche, welche wir Deutschen auf Krähwinkel, Lalenburg, Schilda übertragen, haben schon in der ältesten indischen Litteratur ihre Vorbilder. Die Kuchengeschichte, welche wir hier nach der Uebersetzung des indischen Originals mitteilen wollen, erinnert daran, wie die Lalenburger den Mond haben aus dem Brunnen holen wollen, und lautet wie folgt.

In Sushohagrama wohnten viele Bettelmönche. Einer von

ihnen war der Klostergärtner. Sein Garten war voll köstlicher Bäume, Blumen und Früchte. Des Nachts kam die himmlische Wunschkuh, um darin zu weiden, und wenn der Morgen anbrechen wollte, flog sie wieder in die Höhe und war davon. Da durch diese Besuche der Garten immer mehr verwüstet wurde, so stellte sich der Bruder Gärtner eines Nachts auf Wache. Alsbald kam denn auch die Kuh, weidete die ganze Nacht hindurch, und als sie sich beim ersten Frührotstrahl entfernen und zum Himmel auffliegen wollte, hing sich der Klostergärtner an ihren Schweif und kam so in den Himmel. Da bekam er köstlichen Kuchen zu verzehren, und entzückt durch den Wohlgeschmack, nahm er sich am anderen Tage einen Kuchen mit, hing sich wieder an den Schweif der Kuh und kehrte so in den Klostergarten zurück. Am anderen Morgen versammelten sich die Mönche um ihn und frugen: „Wo bist du denn gewesen?" Da antwortete er: „Ich war im Himmel und habe da solche Kuchen gegessen." Dabei zeigte er seinen Brüdern den Kuchen, den er mitgebracht. Die Mönche nahmen ein Stückchen, aßen es, und „es blieb ihnen auf der Zunge kleben", das heißt, es schmeckte ihnen so gut, daß der Geschmack noch lange danach auf ihrer Zunge zurückblieb. Sie sprachen: „Höre, bringe uns doch auch in den Himmel, damit auch wir seine Herrlichkeiten sehen und solche Leckerbissen genießen können." Und er antwortete: „Nichts leichter als das! Kommt nur heute abend alle mit mir in den Garten und haltet euch versteckt. Wenn die Wunschkuh satt ist und in die Luft auffliegt, dann will ich mich an ihren Schweif hängen; an meinen Fuß muß sich ein anderer, an dessen Fuß dann wieder ein anderer hängen und so fort, bis alle gleichsam eine Kette bilden." So geschah es denn auch, und alle flogen zusammen in die Höhe. Als sie den halben Weg zurückgelegt, entstand in dem einen, der zu unterst hing, ein Zweifel, und er frug: „He du, wie groß sind denn die Kuchen im Himmel?" Da ließ der oberste Mönch den Kuhschweif los und wollte es ihm mit beiden Händen zeigen: „Siehe, so groß sind die Himmelskuchen!" Da fielen denn alle zur Erde nieder und zerschellten ganz jämmerlich.

Bei ungelegener Zeit — so schließt die Geschichte — muß man also nicht eines Zweifels Lösung erfragen. C. T.

Der Hof von Anhalt-Köthen war Ende des 18. Jahrhunderts der Schauplatz manches Originellen und Ergötzlichen. Schon bei der Einfahrt in das etwas düster aussehende Schloß begegnete man einer Sonderbarkeit. Es waren zwei lebende angekettete Adler, welche majestätisch den Eingang bewachten. Die Hofhaltung war höchst merkwürdig, und die Lebensweise der Schloßherrschaft bewegte sich in einem wunderlichen Gemisch von Etikette und Ungebundenheit. Zur Tafel zum Beispiel wurden täglich, da Jagdgespräche die Lieblingsunterhaltung des Fürsten bildeten, der eine oder andere der Forstbeamten eingeladen und die Tischplätze hierbei ohne alle Rangordnung durch Nummern bestimmt. Zu diesem Zwecke ging der Hofmarschall mit einem jede Nummer doppelt enthaltenden Beutel in der Hand voran, stellte sich gravitätisch an die Thür des Tafelzimmers und begann hier eine Ziehung von Namen und Nummern, welche er laut ausrief, und wonach die solcher Art zusammengefügten Personen paarweise zur Tafel schritten. Auf diese Weise traf es sich dann oft, daß der Fürst einem Hoffräulein den Arm reichte, während die Fürstin einem Förster zufiel. — Ein Ball bei Hof bot ebenfalls des Ungewöhnlichen genug; so durften die großen Jagdhunde, welche den Fürsten überallhin begleiteten, auch bei einem Hofballe im Tanzsaale nicht fehlen. Diese Tiere rannten äußerst ungeniert zwischen den tanzenden Paaren umher, unter welchen sie zur allerhöchsten Belustigung oft genug ergötzliche Niederlagen anrichteten. Aehnliche Seltsamkeiten wiederholten sich regelmäßig bei den Ausflügen nach den benachbarten Jagdschlössern. C. T.

Seltsame Trauringe. — Eine kleine Welt für sich ist die gegen 600 Quadratkilometer große Insel Man im Irischen Meere gegenüber dem Solway Firth. Die Einwohner (rund 54,000) sind keine Angelsachsen, sondern gehören dem mit den Gälen Schottlands nahe verwandten Volksstamm der Manx an und haben auch ihre eigene Sprache. Noch seltsamer aber ist es, daß die Insel Man noch heute nominell ein eigenes Königreich bildet, im englischen Parlamente nicht vertreten ist und von einem eigenen Parlamente und einem Rat von neun Mitgliedern, an deren Spitze der englische Gouverneur steht, regiert wird. Ge-

setze haben nur dann Gültigkeit, wenn sie vom Tynwaldhügel öffentlich verkündet worden sind, wie es seit undenklichen Zeiten üblich gewesen ist. Ebenso herrschen in Brauch und Sitte noch zahlreiche uralte Gewohnheiten, wenn freilich auch der, die auf unserem Bilde dargestellten Trauringe bei der Eheschließung zu benutzen, abgekommen ist. Diese alten Reliquien, die der Leser wahrscheinlich auf den ersten Blick für Mühlsteine halten wird,



Steinerne Trauringe auf der Insel Man.
Nach einer Photographie von W. H. Knowles in Great Harwood.

liegen auf dem Kirchhofe von Kirk Braddon. Einst war es Brauch bei den Manx, daß während der Trauung Braut und Bräutigam einander durch solch einen Stein die Hand reichten, wodurch der Bund bekräftigt und festgemacht wurde, wie jetzt durch das Wechseln der Ringe. Den Ursprung dieses Brauches kennt man nicht mehr, er reicht jedenfalls weit in vorchristliche Zeit zurück. F. B.

Banknoten in Versen. — Die sonderbarsten Kassenscheine hat im Jahre 1856 die Kasse der Niedersächsischen Bank in Bückeburg ausgegeben; ihre Zehnthalernoten enthielten eine Wunderlichkeit, die gewiß niemand auf Geldscheinen zu finden

vermuten wird. Einer der Begründer der Bank kam nämlich auf den eigentümlichen Einfall, eine ganze Serie solcher Banknoten zur Kontrolle mit Versen deutscher Volkslieder zu verzieren, derart, daß jede Banknote ein Wort enthielt und die ganze Serie, nach den Nummern nebeneinander gelegt, das ganze Lied lesen ließ. Die Sache wäre so weit ganz gut — aber die Wahl der Verse, zusammengehalten mit der Entstehung und Bedeutung der Papiere, führt zu recht komischen Betrachtungen. So enthielten die Zehnthalernoten von der Nummer 323,300 an das bekannte Lied: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, juchhe!" Welch sonderbarer Vers auf Banknoten! War es die Bank, die ihre Sache auf nichts gestellt hatte, oder war es der unterschriebene „Spindler"? Oder waren es gar die Inhaber der Scheine? — Eine andere Serie bildete der Vers: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!" — Wer also so glücklich war, diesen ganzen Vers in seiner Tasche herumzutragen, der besaß gerade hundert Thaler und konnte schon einmal, wenn anders die Verhältnisse es gestatteten, ein recht braver Mann sein, konnte sich auch erlauben, sich, wenn's ihm sonst gefiel, einen Rausch anzutrinken. **Th.**

Das Suchen von Leichen im Wasser. — Von jeher gab es für das Auffinden von Wasserleichen recht merkwürdige Mittel, die sogar hin und wieder heute noch in Anwendung gebracht werden. Eines dieser Mittel, welches in Deutschland, England und Frankreich gleichmäßig verbreitet war, war das Suchen der Leiche mit Hilfe eines Laibes Brot, in welches man etwas Quecksilber gethan hatte. Einen solchen Laib setzte man an der Stelle ins Wasser, wo der Verunglückte hineingefallen war, ließ ihn schwimmen, folgte seinem Laufe und nahm dabei an, daß er da untersinke, wo die Leiche im Wasser liege. Noch im Jahre 1860 wurde diese Art des Suchens bei Durham in England angewendet.

Wenn die Chinesen eine Wasserleiche suchen, so werfen sie ein lebendes Schaf ins Wasser; sie nehmen an, daß das Tier ebenso lange mit oder gegen den Tod kämpft als der Ertrunkene, und daß sein Kadaver von der Strömung bis zu derselben Stelle fortgeführt wird, wo auch der Mensch gesunken ist.

Schwer oder nicht zu erklären ist die Art und Weise des Leichensuchens der Norweger, die einen Hahn im Nachen mitführen und glauben, daß an der Stelle, wo der Vogel kräht, die Leiche im Wasser liege. Verständlicher ist dagegen das Leichensuchen mancher Indianerstämme; diese fahren auf einem Boot, das sie treiben lassen, aufs Wasser hinaus und suchen die Leiche da, wo sich das Boot zu drehen beginnt; dort befinden sich Wirbel über Tiefen im Flußbette, und sie nehmen an, daß da auch die Leiche hinuntergedreht worden ist. C. T.

Gut pariert. — König Ludwig XV. hielt nach längeren Fehden mit England einst Revue über sein Leibgrenadierregiment. Im Gefolge befand sich auch der englische Gesandte. Man hielt vor einem ergrauten Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war. Auf Befehl Ludwigs XV. mußte der Grenadier aus der Front heraustreten.

„Bekennen Sie, Herr Ambassadeur," sagte der König zu dem Engländer, „daß es diesen Leuten auf dem Gesicht geschrieben steht, daß sie die tapfersten Truppen der Welt sind."

„Sire," entgegnete der Gesandte schlagfertig, „was werden Eure Majestät von denen sagen, welche diese Wunden schlugen?"

Ludwig schwieg, und der gewandte Sohn Albions triumphierte schon, als plötzlich der Grenadier grimmig losfuhr: „Von denen lebt keiner mehr!" J. W.

Drei Exemplare. — Die kolossalen Auflagen mancher Tageszeitungen, die man noch vor mehreren Jahrzehnten kaum in Amerika in solcher Höhe kannte, nehmen immer noch zu. Schon besitzen wir verschiedene Tageszeitungen in Deutschland, die täglich mehrmals in mehr als einer viertel Million Auflage erscheinen. Gegenüber diesen Riesenauflagen nimmt sich höchst sonderbar eine Zeitung aus, die ebenfalls täglich erscheint, aber nur in drei Exemplaren. Unter den 42,800 täglich erscheinenden Zeitungen der ganzen Welt hat sie jedenfalls die kleinste Auflage und ist die originellste. Sie erscheint in Wien, und zwar lediglich für die Privatbenutzung des österreichischen Kaisers. Sie enthält Auszüge der interessantesten Artikel aus allen Zeitungen der Welt. Diese werden in einem besonderen Bureau ausgesucht, übersetzt, zum Druck befördert, und täglich wird das